Von der Verlagsbuchhandlung zu baldgefälliger Besprechung überreicht mit der Bitte um s. z. Belegsendung, wenn möglich in zwei Abzügen.

Preis des Buches: { ~~Geheftet Mk.~~ / Gebunden „ 1.60

Verlagsbuchhandlung von Moriz Diesterweg
in Frankfurt am Main.

940.9178
R279

Die Religion im Krieg

Frankfurter Vorträge

Achte Reihe

Frankfurt am Main ✣ 1914
Verlag von Moritz Diesterweg

Inhalt.

Seite

1. **Glaube.** Von Pfarrer F. Manz 7
2. **Buße.** Von Pfarrer W. Veit 21
3. **Bekenntnis.** Von Pfarrer D. Foerster 38
4. **Opfer.** Von Senior Prof. D. Bornemann . . . 52

940.9178
R279
7 June 2.8 van

Dem Andenken

unſeres lieben Freundes und Mitarbeiters,
des im Kampfe für das Vaterland gefallenen

Pfarrers Lic. theol. Otto Zurhellen.

D57118

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/diereligionimkri00born

Vorwort.

In derselben Gemeinschaft des Geistes und der Gesinnung und in derselben persönlichen Selbständigkeit wie bisher sind wir Freunde auch in diesem Jahre mit vier religiösen Vorträgen vor die Öffentlichkeit getreten. Indem wir sie dem Druck übergeben, hoffen wir, daß sie bei aller Verschiedenheit in der Einzelauffassung und Klangfarbe auf einen einheitlichen Grundton gestimmt sind und einen einheitlichen Eindruck hervorrufen. Sie behandeln die grundlegenden Äußerungen der Frömmigkeit: Glauben, Buße, Bekenntnis und Opfer.

Wir hatten diese Themata bereits fest in Aussicht genommen und verkündigt, als der Krieg uns nahelegte, in diesem Jahre unsere Vorträge überhaupt fallen zu lassen. Allein in der Überzeugung, daß gerade die Kriegszeit die Stärkung und Klärung des religiösen Bewußtseins besonders wünschenswert mache und den Gegenstand unserer Vorträge eigenartig und in seinem ganzen Werte beleuchte, haben wir doch den einmal gefaßten Plan verwirklicht, nur daß wir unsere Themata und Vorträge in engste Verbindung zu dem brachten, was jetzt alle Herzen bewegt, zum Kriege.

Eine zweite Veränderung wurde bedeutsamer. Zwei von den Freunden, die in diesem Jahre sich an den Vorträgen beteiligen wollten, die Pfarrer Kübel und Lic. theol. Zurhellen, entschlossen sich Ende Oktober, dem Vaterland mit der Waffe zu dienen, und rückten alsbald ins Feld. Da übernahmen in dankenswertester Weise zwei andre Freunde in letzter Stunde die Stellvertretung: Pfarrer Manz für Kübel, Pfarrer W. Veit für Zurhellen.

In dem ersten Gefecht, an dem er teilnahm, ist Pfarrer Zurhellen an der Spitze seiner Kompagnie den Heldentod fürs

Vaterland gestorben. Das hat unsern vaterländischen Vorträgen einen tiefen Ernst und eine besondere Weihe gegeben. Wie wir der kämpfenden Freunde in Treue gedacht, so haben wir den edlen Gefallenen mit vielen Tausenden tief betrauert. Unserm Schmerz und unserm Danke hat Pfarrer Foerster vor dem dritten Vortrag in warmen Worten Ausdruck gegeben. Wir werden den Frühvollendeten nie vergessen, der in Glauben und Buße, in dem Bekenntnis der Tat und dem Opfer des Lebens echte evangelische Frömmigkeit bewährt hat. Seinem Andenken sollen diese Vorträge nun gewidmet sein.

Frankfurt a. M., im November 1914.

W. Bornemann.

Glaube.

Von Pfarrer Friedrich Manz.

Längst ehe jemand die gewaltigen Ereignisse ahnte, welche uns jetzt bis in die tiefste Seele erschüttern, war unsre Vortragsreihe geplant. Es sollten in diesem Jahre eine Reihe von Begriffen behandelt werden, welche grundlegende Bedeutung im christlich-religiösen Leben haben: Glaube, Buße, Bekenntnis, Opfer. Gerade weil die Begriffe viel und in ganz verschiedenem Sinn gebraucht werden, sollte ihr Gepräge scharf herausgearbeitet werden. Hermann Oeser sagt in einem seiner feinsinnigen Büchlein, man solle es mit religiösen Begriffen machen wie mit Kleidern, die man eine Zeitlang im dunkeln Schrank verwahrt; wenn man sie dann wieder herausholt, sind sie nachgedunkelt. Wenn man ebenso die religiösen Begriffe aus dem Verkehr ziehen könnte, würden sie nach Jahr und Tag wieder neue Kraft und neuen Wert gewonnen haben. Doch jene Worte und Begriffe sind für die religiöse Aussprache ganz unentbehrliche Münze. Um so nötiger erschien es, sich auf ihre eigentliche Währung und Wertung zu besinnen. Man mußte dabei notwendigerweise eine Geschichte dieser Begriffe geben; denn sie sind lebendig, sie wachsen und werden, sie wandeln sich im Laufe der Jahrhunderte. Und dann mußte — und zwar hier vom Standpunkt des freien Protestantismus aus — gezeigt werden, welchen Sinn wir mit ihnen verbinden.

Da kam der Krieg, und ohne ein menschliches Zutun sind alle unsre religiösen Begriffe in die Feuersglut hineingeworfen worden und, ehe wir's uns versahen, hatten sie eine neue Farbe, eine neue Kraft, einen neuen Sinn gewonnen. Glaube, Buße, Bekenntnis, Opfer sind jetzt gar keine Begriffe mehr, über die man lange geschichtliche und theoretische Erörterungen anstellt, sie sind unmittelbare Erlebnisse geworden; sie sind weit über

den Kreis hinaus, wo sie zum gewohnten Sprachgebrauch gehören, lebendige Kräfte. Was für einen herzerschütternden und herzerhebenden Sinn hat das Wort Opfer in unsern Tagen bekommen. Und Bekenntnis! Wie hart und heftig ist gerade in den letzten Jahren um die Bekenntnisse gestritten worden, und nun ist das ganze deutsche Volk bis zum Kleinsten und Geringsten zum Bekenner in Wort und Tat geworden. Wie liegt in diesem entschlossenen Hinterfichwerfen alles Trennenden und alles Niederziehenden, in dieser Bereitschaft zu leiden und zu sterben eine Buße einziger Art. Und wie leuchtet und flammt seit den ersten Tagen des August Glaube in der Seele unsres Volkes; nicht bloß der Glaube an die technische Überlegenheit unsrer Waffen und an die unverwüstliche und unerschöpfliche Volkskraft, vielmehr der Glaube an den Sieg von Gerechtigkeit und Wahrheit, der Glaube an eine sittliche Weltordnung, die innere Gewißheit, daß Sinn, Vernunft, Ziel, Höherentwicklung im Weltgeschehen ist.

Damit erhebt sich der deutsche Glaube der Gegenwart zur Höhe eines religiösen Glaubens. Ganz von selbst schlagen die Flammen, welche auf den Altären brennen, zusammen mit den Flammen, welche aus den Herzen Hunderttausender sonst kirchenfremder Volksgenossen auflodern. Es ist ein Punkt gefunden, an dem wir uns innerlich nahekommen, innerlich verstehen. Wir entdecken, von verschiedenen Seiten kommend, das innere Wesen des Glaubens in neuer Weise, wie die Arbeiter, die von zwei entgegengesetzten Seiten einen Tunnelschacht in die Erde gestoßen, sich in der Tiefe finden und jubelnd sich in die Arme fallen. Wir vernehmen den gewaltigen Schritt Gottes durch die Zeiten. Wir verhalten den Atem und das Herzblut stockt, da wir die Nähe des Unfaßbaren und Allmächtigen verspüren, der richtet und vernichtet, der aufbaut und erneuert. Unsre Kirchen sind überfüllt worden, wir haben überwältigende Gottesdienste erlebt, nicht weil die Kirchen als solche auf einmal eine außerordentliche Anziehungskraft gewonnen hätten, nicht als ob Hunderttausende sich auf einmal im Widerspruch mit ihrer bisherigen Geistesrichtung zum Kirchenglauben bekannt hätten, sondern weil alle miteinander den, der die Welt im Innersten zusammenhält,

spürten und erlebten, und weil die Kirche mit ihren Bibelworten und Gesängen den Ausdruck für das bereit hatte, was in jenen Tagen sich aus den Herzen auf die Lippen drängte. Bei dem urplötzlich hereinbrechenden Sturm erwies sich die Kirche als eine mobile Macht, die dem Sturm gewachsen war. Andrerseits erwies es sich, daß die Fundamente unsres deutschen Geisteslebens viel tiefer und breiter religiöser Art waren, als man nur ahnte. Sie waren überwuchert und überschüttet gewesen, aber unter den gewaltigen Erdbeben und Stürmen sind sie wieder hervorgetreten: Glaube als Ehrfurcht vor dem Unendlichen, Glaube als unbedingte Zuversicht und innere Gewißheit, Glaube als todestrotziges Vertrauen.

Indem aber die Fundamente hervortreten, werden auch die Erinnerungen lebendig an die großen Geister, welche mitgeholfen haben, die Fundamentsteine in die deutsche Volksseele hineinzusenken. Es ist dem deutschen Volk vergönnt gewesen, daß eine Reihe seiner größten Persönlichkeiten zugleich religiöse Persönlichkeiten waren. Ich nenne nur zwei Männer, die voneinander getrennt sind wie zwei Gebirge, die doch *einer* gewaltigen Erdbewegung ihre Entstehung verdanken: Luther und Schiller. Heute können wir sie zusammen schauen. Denn wenn wir das Wesen beider Männer in einem Wort erschöpfend ausdrücken wollen, so ist es das Wort *Glauben*. Aus *Glauben* haben sie gelebt, und Träger und Erwecker des *Glaubens* sind sie unserm deutschen Volke geworden.

Wenn wir den Glauben Luthers beschreiben wollen, lassen wir ihn am besten selbst reden. Und es ist ja immer wieder eine Wonne, ihn reden zu hören. Mir kommt dabei immer das Bild des Sämanns, der in langsam abgemessenen Schritten über das Ackerfeld schreitet und breitwürfig seinen Samen ausstreut. „Träumt nicht also vom Glauben, daß er ein toter, kraftloser Gedanke sei, darin das Herz weder Liebe noch Lust, Trost noch Freude, Gerechtigkeit, Leben noch Seligkeit haben möge. Der Glaube ist ein göttliches Werk, ein lebendig, schäfftig, tüchtig, mächtig Ding, daß es unmöglich ist, daß er ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. . . . Glaube ist eine lebendige, erwogene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß einer tausendmal darüber

stürbe, und solche Zuversicht und Erkenntnis macht fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Kreaturen."

Wie weit vom üblichen Sprachgebrauch des Wortes „Glauben" liegt das Glaubenserlebnis Luthers ab. Da ist Glauben nicht ein Fürwahrhalten, nicht Anerkennung von Wahrheiten und Lehren. Da ist Glauben ein lebendiges Ergreifen Gottes. Aber das ist erst die menschliche Seite. Glauben ist mehr: er ist eine göttliche, schöpferische Kraft, ein heiliges Glutfeuer, in dem alles Wertlose verbrennt und alles Wertvolle neu ersteht. Aus tiefstem Seelenkampf ist das Glaubenserlebnis Luthers geboren. Da ist nichts erdacht und ausgeklügelt, da ist alles erlebt und erlitten. Aus dem tiefen Zwiespalt der Seele zwischen göttlichem Wollen und menschlichem Unvermögen ringt er sich empor zu der Gewißheit der göttlichen Gnade. Gottes Heilsoffenbarung in Christus umschließt er mit ganzer Seele, und weiß doch, daß der Glaube, mit dem er seinen Herrn Christus umfaßt, nicht sein eigen Werk ist, sondern Gottes Werk, Gottes Gabe, Gottes Schöpfung.

Kaum einer unter uns wird die Wucht und Größe dieser Erlebnisse in ihrer ganzen Tiefe nachempfinden, aber das muß uns doch überwältigende Tatsache sein: am Anfang der neuen deutschen Geistesgeschichte steht ein Titanenkampf, ein Kampf um Erhaltung und Rettung der Seele, ein Kampf so gewaltig, daß es dem Kämpfer oft erschien, als kämpfe er mit den Geistern zwischen Himmel und Erde. In diesem Kampf hat Luther gesiegt allein durch Glauben. Es war eine kühne Tat, daß er alle Vermittlungen und Vermittler beiseite stieß und alle Schranken durchbrach mit dem triumphierenden Bekenntnis: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein." Wieviel Stützwerke hatte die Zeit vor Luther gebraucht, um die Frömmigkeit und das sittliche Leben zu halten und zu tragen. Und er stellt alles auf den Glauben. Glauben ist ihm die eine Gesinnung, aus der alle andern quellen, „ein lebendig, schäfftig, tüchtig, mächtig Ding".

Unmittelbar neben Luther stelle ich Schiller, neben Luthers Glauben Schillers Glauben. Als Goethe unter dem erschütternden Eindruck des Todes seines großen Freundes ihm den Nachruf schrieb, erschien ihm als gesammelter Ausdruck seines Wesens: Glauben.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.
Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entflieht,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edeln endlich komme.

Sein eigentliches Glaubensbekenntnis hat Schiller in dem Gedicht „Worte des Glaubens" zum Ausdruck gebracht.

Drei Worte nenn ich euch, inhaltsschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wird er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltsschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
Solange er noch an die drei Worte glaubt.

Den Worten des Glaubens stellt Schiller die „Worte des Wahns“ entgegen. Wahn ist der Glaube an die goldne Zeit, wo das Rechte, das Gute siegen wird; der Glaube, daß das buhlende Glück sich dem Edeln vereinigen werde; der Glaube, daß dem irdischen Verstand die Wahrheit je erscheinen wird. Demgegenüber besteht das „himmlische Glück“ darin:

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, — da sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Das ist Schillers Glauben, der Form nach grundverschieden vom christlichen Glauben, der sich auf äußere geschichtliche Offenbarung beruft, Schiller begnügt sich mit dem Zeugnis des eigenen Inneren. Und doch ist der christliche Glaube so gut wie Schillers Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht; eine innere beglückende Gewißheit, der das Ideale das Allerwirklichste, das Unsichtbare das Schöne und Wahre ist; eine Gesinnung, die das ganze Wesen des Menschen durchdringt; ein Leitstern, der aber nicht in weiter Ferne blinkt und dem Näherkommenden immer wieder entweicht, sondern der leuchtende Gottesfunke in der Seele des Menschen ist.

Das ist das heilige Erbe unsrer großen Erzieher: der Glaube Luthers und der Glaube Schillers. Dies Erbe ist uns mit der Bildung und Erziehung in die Seele hineingesenkt. Vieles davon haben wir ganz unbewußt in uns aufgenommen. Nie wird es gelingen, ein gemeinsames Gedankensystem aus dem Lebenswerk der beiden zusammenzufügen, und hoffentlich wird eine solche Barbarei nie versucht. Aber der Glaube der beiden ist wie zwei lodernde Fackeln, deren Flammen ineinanderschlagen und immer neue Menschenherzen entzünden. Und das ist nun das Herrliche in unsrer Zeit, daß die Flammen des Glaubens, welche lange eingepreßt waren, hell emporgelodert sind. Er flammte auf in den Predigten und Gebeten in unsern Gotteshäusern, so gut wie in den Leitartikeln unsrer Zeitungen. Er glüht in den Herzen der Frauen, welche daheim unter schwerer Sorgenlast niedergebeugt sind und doch nicht zusammenbrechen, er glüht in

den Herzen von Hunderttausenden, die mit heiliger Entschlossenheit in Kampf und Tod ziehen in der Gewißheit, daß das Leben nicht der Güter höchstes ist.

Nun aber wird es sich darum handeln, das lodernde Feuer nicht nur vor dem Verlöschen zu bewahren, sondern es zu einer dauernden Triebkraft zu wandeln. Aus der religiösen Stimmung und Erregung muß Überzeugung und Willen werden. Es darf uns als Überrest der großen Seelenbewegung nicht bloß ein allgemeiner Glaube an eine moralische Weltordnung bleiben. Solche Ideen verblassen, werden wirkungslos, es bleibt schließlich nur ein Rückstand von leeren Schlagwörtern. Wir müssen uns selbst als ein Stück der moralischen Weltordnung empfinden und sie, d. h. aber Gott selbst, in unsern *Willen* aufnehmen. Wir müssen Gott erleben in dem heiligen „du sollst" in unserm Innern, in der Unruhe des Gewissens, in den Gedanken, die sich untereinander verklagen und entschuldigen, in der Sehnsucht nach Erlösung von den niedern Elementen und nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, in allen guten und heiligen Willensregungen. Wir brauchen persönliche Religion als eine dauernde Bewegung in unserm Innern. Gott auf seinem Weltenthron, Gott der Unendliche, Gott als höchste Idee — das alles bleibt außer und über uns. *Gott in uns*, Gott als erlösende, befreiende Macht, Gott so nahe, daß wir das Schweigen brechen und wagen zu sagen: *du* Gott, du *mein* Gott — das ist's, was uns not tut, das ist's, wozu die Zeit unser Volk und jeden einzelnen in ihm drängt. Man hat viel gestritten, ob Gott Persönlichkeit sei. Ein unnötiger Streit. Gott an und für sich kann nicht Persönlichkeit sein. Denn Persönlichkeit ist ja gerade die Schranke, welche mich von jedem andern Menschen unterscheidet. Aber in dem einzelnen Menschen wird Gott persönlich. Wie der unsichtbare, gewaltige elektrische Strom, wo er durch den Draht der Glühbirne läuft, sichtbar wird in der leuchtenden Glut und wie er dann Licht und Wärme ausstrahlt, so wird der Unsichtbare und Unfaßbare *im Menschenherzen* spürbar, wird zur Leuchtkraft und wird zur Triebkraft.

Diese Verinnerlichung der Religion und des Glaubens er-

scheint mir in dieser Zeit aus einem Grund ganz besonders wichtig. Die neuerwachende religiöse Energie wirft sich ganz von selbst ins Gebet, und das Gebet sucht äußere Vorteile für unser Volk und Lebenserhaltung für liebe Menschen zu erringen. Wie nun, wenn diese Gebete nicht erfüllt werden? Werden dann diese „Gläubigen" ihren Gott nicht wegwerfen, wie die Heiden ihre Götzen, die ihnen nicht willfährig sind? Oder aber die religiöse Energie wirft sich auf den zuversichtlichen Glauben an eine moralische Weltordnung und setzt den vollständigen Sieg unsres Volkes jetzt in der Gegenwart gleich mit der moralischen Weltordnung. Ist diese Gleichsetzung wirklich berechtigt? Schon die Tatsache, daß Engländer, Russen und Franzosen dasselbe Postulat aufstellen, muß uns bedenklich machen. Wir sehen die moralischen Defekte an den andern Völkern und empören uns darüber und steigern daran unser eigenes moralisches Selbstgefühl. Ist unsere Sittlichkeit so rein, daß sie unserm Volk den Sieg garantieren muß? Und selbst wenn nach einem innern Gesetz der Weltordnung unser Volk in diesem Kampf einfach nicht untergehen kann, muß wirklich schon innerhalb unsres Lebenshorizontes unsre deutsche Sache zum Siege kommen? Aus der Naturerforschung haben wir gelernt, mit unendlichen Zeiträumen der Entwicklung zu rechnen. Die Geschichtsforschung zeigt uns, wie die gewaltigsten Ideen Jahrhunderte brauchen, um sich durchzusetzen. Sie zeigt uns, wie Ideale, welche einst in der französischen Revolution und dann in ganz neuer Form auf deutschem Boden zur Zeit der Freiheitskriege aufgekommen sind, heute noch nicht ihre volle Verwirklichung erfahren haben. Gott hat Zeit. Tausend Jahre sind vor ihm wie der Tag, der gestern vergangen ist. Aber wir kurzlebigen Menschen haben nicht Zeit. Uns dehnen sich die Monde und Jahre ins Unermeßliche, wenn wir auf die Erfüllung unsrer Wünsche warten. Es ist so menschlich, daß wir innerhalb unsres Lebenshorizontes die Erfüllung unsrer heiligsten Hoffnungen sehen wollen. So haben die ersten Christen geglaubt, Christus kommt wieder und richtet sein Reich auf. Sie schauten mit glühender Leidenschaft empor zu den Wolken des Himmels, auf denen er kommen sollte. Der Glaube an Christi Wiederkunft gehörte für sie zu ihrem

Glauben an eine moralische Weltordnung. Sie haben sich getäuscht, und das ganze Christentum wäre damit zusammengebrochen, wenn der Glaube nicht viel tiefer fundamentiert gewesen wäre. Er war aber unendlich viel mehr als ein Glaube an eine moralische Weltordnung, er war persönlicher Erlösungsglaube. Die Menschen, welche bekannten: ich bin gewiß, daß keine Macht der Welt mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn, — ließen sich auch nicht von Gott scheiden, nachdem seine Wege völlig anders gingen als sie es sich in den Stunden heiligster Leidenschaft und glühendsten Glaubens ausgemalt hatten.

Es ist verhängnisvoll, daß man jetzt da und dort hört — und ich fürchte, ich verrate auch die Gedanken mancher unsrer Hörer: „Wenn wir jetzt nicht siegen, glaube ich nicht an einen Gott der Gerechtigkeit.“ Wer so spricht, zeigt, daß sein Glaube nicht tief in der eigenen Seele verankert ist. Er erwartet äußere Beweise. Aber wie unsicher und menschlich gedacht sind diese Beweise. Man schreibt Gott von menschlichen Voraussetzungen aus seine Wege vor, und wenn Gottes Wege anders gehen, verwirft man Gott. Wer den Glauben an eine moralische Weltordnung abhängig macht von dem, was wir im engen Ausschnitt der Weltgeschichte dieses und des nächsten Jahres erleben, beweist einen ungeheuer engen Horizont und beraubt sich selbst für alle Zukunft des starken Trostes und Haltes, der im Gottesglauben liegt. Denn es gehört zum Wesen des Glaubens, daß er sich an etwas Unbedingtes hält, das vor allen Menschen und vor aller Menschen Gedanken da ist und wirkt. Gott ist der eherne Fels in den ewig wechselnden Erscheinungen. Diese Tatsache kann man niemand beweisen, weder durch Vernunftgründe noch durch den Verlauf der äußern Tatsachen. Der Gottesglaube, die Gottesgewißheit muß tief in der Seele verankert sein. Nur wenn Gottes Heiligkeit und Gottes Ernst, Gottes Gnade und Gottes Kraft in der eigenen Seele erlebt ist, kann kein Sturm die Gottesgewißheit entwurzeln. Darum tut uns not, daß jenem großen Idealismus, der in kühnem Flug alle Hemmnisse übersteigt, sich der Geist der in die Tiefen der einzelnen Menschenseele, bis in ihre verborgensten Abgründe steigenden christ-

lichen Erlösungsreligion verbinde. Dann erst haben wir den Glauben, der stärker ist als alles Wissen. Das Wissen kann schwankend und unsicher werden, wenn neue Erkenntnisse auftauchen. Das „ich glaube“ bleibt über allem Wandel der Zeiten, der Erkenntnisse und Weltanschauungen. Das „ich glaube“ kann nicht gebrochen werden, auch wenn die Vorstellungen, die wir uns von Gott und göttlichen Dingen gemacht haben, gebrochen werden.

Werden wir diese religiöse Vertiefung und Verinnerlichung erleben? Wird aus dem Meer von Blut und Entsetzen ein neues Volk hervorgehen? Wird jene wunderbare Schwungkraft der deutschen Volksseele, die sich in den ersten Tagen des August offenbarte, bleiben? Ist das alles nur ein Aufwachen elementarer Kräfte oder kündet sich hier eine Wiedergeburt an? — Hier muß ich eine Erinnerung wachrufen, welche einen allzu kühnen Flug der Hoffnung hemmt. Was ist aus jenem wunderbaren Aufstieg unsres Volkes im Jahre 1813 geworden? Er war unvergleichlich stärker und tiefer vorbereitet als die plötzlich über uns hereinbrechenden Ereignisse dieses Kriegsjahres. Welche tiefe Erweckung ging gerade von Schillers Werken aus. Wie war doch seine Dichtung das Hohe Lied der nationalen und sittlichen Freiheit. Wie hat er, der früh Heimgegangene, den Regungen der kommenden Zeit schon im voraus Sprache verliehen. Welche Weckrufe gingen aus von Schleiermachers Briefen über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern und von Fichtes Reden an die deutsche Nation. Welch ein Prophet und Erwecker war unserm Volk in Ernst Moritz Arndt geschenkt. Zu welch flammender Glut erhebt sich in den Dichtungen Körners der sittliche Idealismus der deutschen Klassik und der trotzig starke Glaube des deutschen Luthertums. Was ist aus dieser gewaltigen geistigen Bewegung geworden? Auf politischem Gebiet erlebten wir nach 1813 einen beschämenden Rückschlag; der deutsche Geist wird in Fesseln gelegt; häßliches Mißtrauen und schnöder Undank belohnt die Helden der politischen Erweckungszeit. Wie erschütternd ist es, daß eine der großen schöpferischen Persönlichkeiten, Freiherr von Stein, in schmerzlicher Resignation sagen mußte: „Die betrogene Hoffnung eines nahen bessern Zu-

standes Deutschlands lenkte meinen Sinn vom Irdischen. Von hier erwarte ich nichts mehr als fortschreitende Übung in Resignation, in Demut, in Hoffnung, in Glauben." Und was ist aus der mächtigen Welle religiösen Lebens geworden, von der man hoffen durfte, daß sie als ein breiter Strom weiterfließen werde? Nur ein dünnes Rinnsal sehen wir weitersickern, im Grund nur eine Fortsetzung der schon vor den Freiheitskriegen einsetzenden pietistischen Erweckungsbewegung unter Geistlichen und Gliedern höherer Stände. Hand in Hand mit der politischen ging die kirchliche Reaktion, die Neubelebung der Rechtgläubigkeit und die kirchliche Knebelung aller Regungen des freien Christentums. Ich schätze die positiven Leistungen der mit dem Pietismus vereinigten Orthodoxie nicht gering ein. Auf dem Gebiete der äußern und innern Mission haben die Vertreter dieser Richtung Gewaltiges geleistet. Es sind aus ihrer Mitte Männer wie Bodelschwingh, Wichern und viele andre hervorgewachsen, die weit über den Kreis ihrer Gesinnungsgenossen hinaus einen unauslöschlichen Eindruck und tiefen Segen hinterlassen haben. Aber die Nation in den Bannkreis des Evangeliums zu ziehen gelang ihnen nicht. Es vollzog sich alsbald nach den Freiheitskriegen eine immer tiefere Scheidung des liberalen Bürgertums von der Kirche und der kirchlichen Gedankenwelt. Und dann kam die Wissenschaft und bestürmte mit ihrem schweren Geschütz das Bollwerk der Kirche. Es kam die Geschichtswissenschaft und unterwühlte und zermürbte die Fundamente der kirchlichen Glaubenslehre. Es kam die Naturforschung und schärfte in nie geahnter Weise die Sinne des Menschen und schuf ein Wissen so überwältigend groß, daß aller Glaube wie Nebelwolken vor der aufgehenden Sonne zu zerfließen schien. Stolz und trunken von sich selbst reckte sich der Mensch empor und jubelte dem Evangelium vom Übermenschen zu. Neben diesen Bewegungen, welche mehr die sogenannten oberen Schichten der Bevölkerung ergriffen, kam aus der Tiefe des Volkes mit elementarer Gewalt die soziale Bewegung. Die Interessen von Millionen unsrer Volksgenossen sammelten sich auf die wirtschaftlichen und sozialen Fragen, und hinter den materiellen Fragen tauchten neue Lebensideale auf, welche mit der Macht einer neuen Religion auf die Gemüter wirkte.

Die Kirche stand all diesen Bewegungen nicht verständnislos gegenüber. Die Frage: Wie gewinnen wir die kirchlich Entfremdeten wieder? hat Tausende beschäftigt. Eine starke Richtung innerhalb unsrer evangelischen Kirche suchte eine Vermittlung und Verständigung herzustellen zwischen dem rastlos vorwärtsschreitenden geistigen Leben der Nation und den geistigen Kräften der Kirche, suchte eine Versöhnung zu schaffen zwischen Bildung und Religion, Glauben und Wissen, Arbeiterstand und Kirche. Aber auch diese Bewegung, an die gerade wir, die Freunde der christlichen Freiheit, die Begeisterung unsrer Jugendzeit und die Kraft unsres Manneslebens gesetzt haben, ist, aufs Große und Ganze gesehen, resultatlos verlaufen. Zwar hat unsre Art Tausenden es wieder möglich gemacht, am Leben der Kirche teilzunehmen. Wir haben vielen den Weg wieder frei machen dürfen zu einer persönlichen Frömmigkeit. Aber unsre Nation aus der Macht der sie hin und her wirbelnden magnetischen Ströme herauszuholen, vermochten auch wir nicht mit unsern Kräften. Unser Volk war in eine unsagbare Verwirrung und Vielspältigkeit des gesamten geistigen Lebens hineingeraten. Auch die mit so großer Selbstsicherheit auftretende moderne Weltanschauung, die sich in den jüngsten Jahren mit dem Namen Monismus nannte, erwies sich als ein ganzes Bündel von auseinanderstrebenden geistigen Richtungen. Wir schienen zu einer geradezu hoffnungslosen Zersplitterung des geistigen Lebens verurteilt zu sein.

Da kam der Krieg. Wie durch einen Riesenmagnet sind alle Atome in den Seelen der Millionen in eine neue Lagerung und Richtung gekommen. Wohl wird die Gewalt des Magneten nachlassen, aber die neue Lagerung kann unmöglich mit einem Male wieder aufgehoben werden. Wohl kann der Krieg geistige Fragen nicht lösen, aber durch die urgewaltige Erschütterung werden Hemmnisse und Schranken beseitigt, an deren Überwindung jahrzehntelang vergeblich gearbeitet wurde. So ist die Hoffnung berechtigt: was in der deutschen Geistesgeschichte seit Jahrhunderten vorbereitet wurde, werde jetzt zur Reife und Erfüllung gelangen; es werde sich in einem heiligen Idealismus eine neue gemeinsame Welt- und Lebensanschauung bilden, deren die

deutsche Kultur seit den Tagen entbehrt, da die Reformation den Bruch in die festgeschlossene Welt des Mittelalters brachte.

Man hat zuweilen im Zusammenhang mit solchen Hoffnungen geträumt von einer neuen großen deutschen Einheitskirche. Ich halte diese Hoffnungen für völlig eitel und erachte es für gefährlich, die Hoffnung auf ein vergebliches Ziel anzuspannen.

Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
Solang er die Schatten zu haschen sucht.

Eine Einheitskirche zu schaffen wäre so unverständig wie die Schaffung eines deutschen Einheitsstaates unter Ausschaltung der geschichtlich gewordenen Einzelstaaten. Jede der Einzelkirchen hat ihre besondere Eigenart, ihre besonderen religiösen Gaben und Kräfte, die wieder besonderen Bedürfnissen der menschlichen Seelen entsprechen. Eine Einheitskirche könnte die Fülle der seelischen Bedürfnisse nicht befriedigen, wohl aber würde sie alle Fehler und Schwächen einer Kirche haben. Eine Kirche kann die Formen und Formeln nicht ganz entbehren. Formen und Formeln aber haben etwas Einengendes. Wenn irgend etwas die Frucht jahrhundertelanger Kämpfe sein soll, so ist es die Freiheit der geistigen Bewegung. Die geistige Auseinandersetzung, auch der geistige Kampf kann und darf nicht aufhören. Eine Einheitskirche müßte um ihrer selbst willen die Gegensätze dämpfen und ersticken und würde gerade dadurch verhängnisvolle Gärstoffe in sich ansammeln. Eine heilige allgemeine christliche Kirche als äußere Organisation darf es in der Geschichte nur einmal gegeben haben. Es muß uns genug sein, daß diese Idee einmal bis zu wunderbarer Höhe aber auch bis zu grauenerregender Tiefe verwirklicht worden ist. Die Einzelkirchen müssen bestehen bleiben und ihre Gaben und Kräfte entfalten, aber nicht als Herren, sondern als Diener der Nation und ihres geistigen Lebens. Und nur, wenn sie das nicht wollen und können, muß der deutsche Geist, sofern auch er ein heiliger Geist ist, sein Gericht an ihnen ausüben.

* * *

Vom Glauben haben wir geredet, vom Glauben, wie er in der heiligen Notstunde unsres Volkes sich siegreich empor-

gerungen hat, vom Glauben, der einen jeden Einzelnen trägt und Tausenden hilft die unsagbaren Opfer tragen, welche ihnen auferlegt sind. Wir müßten solchen Glauben uns bewahren, selbst wenn unser Volk jetzt nicht äußerlich zum Siege kommen sollte. Der Glaube ist inneres herzliches Vertrauen auf die ewige Gottheit, welche uns zu sich geschaffen hat, und in deren Gemeinschaft wir allein unsern höchsten Daseinszweck erlangen. Aber in dieser Stunde können wir von dem Glauben an unsre höchsten persönlichen Lebensziele den Glauben an die Zukunft unsres Volkes nicht trennen. Denn noch nie fühlten wir uns mit unserm ganzen Wesen so innig verschmolzen und zusammengebunden mit dem ganzen Volkstum.

Wir glauben an den Sieg und an die Zukunftsaufgaben Deutschlands. Das ist nicht der Wahnwitz eines nach Weltherrschaft dürstenden Volkes, darin kommt vielmehr die Überzeugung zum Ausdruck, daß Gott diesem unserm Volk besondere Gaben und Kräfte anvertraut hat, um derentwillen es noch eine Weltmission hat. Vor hundert Jahren hat Fichte gesagt: „Gehet ihr in eurer Wesenheit zugrunde, so geht mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts zugrunde. Es ist kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.“ — Das ist ein stolzer Glaube, aber nicht emporgetrieben vom hochmütigen Gefühl der Unfehlbarkeit, sondern von dem lastenden Gefühl der unermeßlichen Verantwortung. Und das ist's, was ehern fest und leuchtend klar uns in der Seele stehen muß: es muß der Mühe wert sein, daß unser Volk aus solcher Not gerettet wird, es muß der Mühe wert sein, daß solche Riesenopfer gebracht sind. Es muß dem Sieg der Waffen ein andrer größrer Sieg folgen, jener Sieg, von dem das stolzeste, stärkste Wort der Schrift sagt:

„Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.“

Buße.

Von Pfarrer W. Veit.

Im Jahre 29 unserer Zeitrechnung trat im jüdischen Volk ein Mann auf, der die Fähigkeit in sich fühlte, den Pulsschlag der menschlichen Geschichte zu deuten. Er glaubte aus diesem Pulsschlag herauszuhören, daß die Menschheitsentwicklung zu einer Krisis reif sei und daß geschichtliche Ereignisse von der größten Tragweite unmittelbar bevorständen. Gott, so erklärte dieser Mann, habe beschlossen, jetzt seine Herrschaft auf Erden anzutreten. Aus diesem unmittelbar bevorstehenden Ereignis des Nahens Gottes zog er sofort eine praktische Folgerung für die Menschen, die er in Form eines flammenden Appells aussprach. Dieser Appell lautete: „Tut Buße", d. h. sorgt dafür, daß, wenn Gott jetzt naht, er euch in einem Zustand findet, der seinem Wesen und seiner Art entspricht. Tut Buße, denn die Gottesherrschaft naht.

Was uns an dieser Botschaft Johannes des Täufers hier interessiert, ist dieses „denn", die Begründung, die er seinem Bußruf gab. Er begründete die Buße mit der Nähe Gottes. Diese Begründung ist, wie alles an dem Mann, einleuchtend und vernünftig. Solange Gott ferne ist, liegt für den Menschen vielleicht kein Grund vor, sein Wesen nach dem Wesen Gottes zu richten. Aber töricht wäre der Mensch, der aus der Tatsache des Nahens Gottes nicht die Folgerung zöge, sein Wesen dem Wesen des nahenden Gottes entsprechend zu gestalten. — Aber diese Begründung der Buße ist auch wahrhaft fromm. Denn fromm sein heißt, sein Tun und Lassen von Gott aus bestimmen. Buße im wahrhaft frommen Sinn heißt: alles beseitigen, was im Widerstreit steht mit dem nahenden Gott, und es zu ersetzen durch alles das, was zu der Gottes-

nähe innerlich stimmt. Darum kann nur der Mensch wirklich Buße tun, der die Nähe Gottes erlebt.

Nun sollen wir über die Buße im Krieg reden, d. h. über die Frage, ob und inwieweit das Kriegserlebnis eine religiös bedingte Änderung unseres Lebens bei uns hervorzurufen vermag. Die Beantwortung dieser Frage ist darum abhängig von der Antwort auf die andere Frage: Fühlen wir im Krieg und durch den Krieg die Nähe Gottes? Nur wer im Krieg die Nähe Gottes erlebt, wird Buße tun können. Oder anders ausgedrückt: nur wer im Kriegszustand einen Ruf Gottes hört, den man im Frieden nicht so hören konnte, wird daraus die Folgerung der Buße ziehen können, d. h. einer Änderung seines Lebens in der Richtung des durch den Krieg neu erkannten Willens Gottes. Können wir im Hinblick auf den Krieg sagen: Gott naht, — um dann aus diesem Nahen Gottes die praktischen Folgerungen für uns zu ziehen?

I.

Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.

Wer mit ruhigem Blick für die Wirklichkeiten den jetzt herrschenden Kriegszustand in seinen Beweggründen, Auswirkungen, Begleiterscheinungen und Folgen betrachtet, wird zunächst nicht das Gefühl haben, daß mit dem Krieg etwas Göttliches sich der Menschheit genähert hat. Was sich im Krieg auf die Menschheit heranwälzt, scheint nie und nimmer aus Himmelshöhen herabzuschweben. Da scheint schon eher der Deckel von den Höhlungen der Tiefe hinweggenommen zu sein, und sie scheint ihre teuflischen Gestalten auf die Menschheit auszuspeien. Was hat der Mord von Sarajewo, seine Begünstigung durch Rußland, was haben die französischen Revanchegedanken und der wirtschaftliche Brotneid Englands mit Gott zu tun? Verkünden die Schlachtfelder mit den von Granatsplittern zerfetzten Leibern, mit den vom Maschinengewehr hingemähten Menschenreihen, mit den von den Kolbenschlägen zertrümmerten Hirnschalen, mit dem meilenweit pestenden Leichengeruch, mit den grauen Schwärmen von Aas-

geiern die Nähe Gottes? Ist Gottes Reich gekommen, wenn die Dörfer brennen, die Saat zerstampft wird, durch das verödete Land die Einwohner in Lumpen gehüllt fliehen und die Ränder der Landstraßen mit Greisen und Kindern besetzt werden, die nicht mehr weiter können? — Man könnte stundenlang mit diesen Wirklichkeitsbildern aus dem Krieg fortfahren und jedesmal fragen: Ist das Gottesherrschaft, was sich so im Krieg offenbart?

Ist darum unser Grundsatz von vorhin richtig, daß nur das Gefühl der Nähe Gottes wirklich Buße erzeugen kann, so scheint der Krieg am allerwenigsten geeignet, den Zustand der Buße aufkommen zu lassen. Folgerichtig müßte der Krieg, der die schrankenlose Herrschaft der natürlichen Triebe bringt, eine Ertötung, zum mindesten eine Zurückdrängung alles dessen herbeiführen, was im Menschen dem Wesen Gottes entsprechend ist. In der Tat ist dies in weitem Umfang auch die wirkliche Folge des Krieges. Der Krieg verkündet denen, die mit ihm beschäftigt sind, durch die tagtäglichen Erlebnisse die Ohnmacht jener höheren, sittlichen Kräfte, die wir mit Gott in Verbindung bringen, und die Herrschaft der sittlich-gleichgültigen und gottfeindlichen Mächte und Triebe. Er gibt darum zunächst keine Veranlassung, das eigene Wesen dem Wesen Gottes ähnlich zu gestalten, sondern verführt dazu, aus der schrankenlosen Herrschaft der Naturtriebe die logische Folgerung zu ziehen, dieser Umgebung ähnlich zu werden und auch in sich den rohen Naturtrieben freien Lauf zu lassen.

Ich weiß wohl, daß diese entsittlichende Wirkung des Krieges meist nicht zu Worte kommt und daß auch in den meisten Berichten, die vom Kriegsschauplatz in die Öffentlichkeit dringen, davon nicht die Rede ist. Wer allerdings unter vier Augen sich etwa von denen erzählen läßt, die im eignen Land die Wirkungen des Krieges auf die Seelen und das Tun der Menschen erlebt haben, bekommt ein anderes Bild. Und in den Berichten und Feldpostbriefen, die von den Tieferblickenden und Tieferempfindenden geschrieben sind, spiegelt sich das Entsetzen wider über den oberflächlichen und niederen Ton, den das Kriegshandwerk zeitigt, malt sich die Trauer über das Absterben aller feine-

ren Gefühle, äußert sich das Erschrecken über das Erwachen der rohesten Naturtriebe im Krieg. Da sehen wir, es herrscht draußen in vieler Beziehung alles andere als Bußstimmung und Bußbetätigung.

Es ist eine undankbare Aufgabe, der ich mich unterziehen mußte, diese Wirkungen des Krieges ans Tageslicht zu ziehen, und manche werden das eben Ausgesprochene nicht nur als Mißton, sondern geradezu als Verrat an unserer Sache empfinden. Man läßt es sich wohl gefallen, daß bei unseren Feinden der Krieg die Giftpflanzen der Lüge, der Roheit, des Verlustes des sittlichen Empfindens und der Abtötung des Verantwortlichkeitsgefühls zeitigen soll. Aber doch nicht bei uns! — Unser Thema heißt Buße. Da stände es uns schlecht an, vor unangenehmen und peinlichen Tatsachen die Augen verschließen zu wollen. Indem wir in diesen Vorträgen die Wirkungen des Kriegs auf die Menschen in das helle Licht des Angesichts Gottes stellen, müssen wir auch den sittlichen Mut haben, die tiefen Schatten aufzuzeigen, die der Kriegszustand überall wirft, die er mit Notwendigkeit werfen muß, weil Kriegszustand ein Naturzustand ist und darum die im Menschen schlummernden Naturtriebe weckt.

II.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich alles gern,
Folg an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn,
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Nach dem psychologischen Gesetz des Gegensatzes können nun gerade diese ungöttlichen und widergöttlichen Wirkungen des Kriegszustands die Empfindung für Buße, ja eine Sehnsucht danach wecken. Es wird allerdings nur bei denen geschehen, die schon vor dem Krieg das beseligende Gefühl der Nähe Gottes gesucht haben und nun durch das, was sie im Krieg und vom Krieg sehen, so vom Ekel erfaßt werden, daß sie am liebsten flüchten möchten vor alledem, was mit diesem Krieg zusammenhängt, um so fernab von allem Krieg und Kriegsgeschrei die

beseligende Nähe Gottes zu genießen. Bei ihnen bewirkt dann der Krieg allerdings eine Buße, nämlich eine durch die Sehnsucht nach der Gottesnähe hervorgerufene Flucht vor allem, was mit den ungöttlichen Wirkungen des Kriegs zu tun hat.

Etwas von dieser Stimmung kennen wir alle. Wir haben Stunden, wo uns die Zeitung mit den Kriegsnachrichten, die wir zu anderen Zeiten gierig verschlangen, anwidert. Wir können einfach nicht mehr. Bei vielen mag dieser Ekel am Krieg ein rein ästhetisches Gefühl sein oder ein Versagen der Nerven. Aber bei manchen ist er wirklich religiös bedingt: unsere Seele leidet und geht zugrunde an dem vielen Rohen und Ungöttlichen, das aus dem Krieg uns anstarrt, und wir suchen einen Boden zu gewinnen, wo uns die reine Luft der Gottesnähe umfängt. In der offiziellen Vertretung der Religion unter uns, in der Kirche, ist allerdings von solcher Bußstimmung einer Abwendung von alledem, was mit dem Krieg zusammenhängt, bis jetzt noch nichts zu sehen: mehr als in einem andern Krieg hat in diesem Krieg die Kirche die Waffen gesegnet und geweiht und ist das Wort vom „heiligen" Krieg gebraucht worden. Aber ich kann mir denken, daß z. B. die Stimmung mancher religiös orientierter Friedensfreunde diese Richtung einer Flucht vor allem, was der Krieg hervorruft, also auch einer Flucht vor der Teilnahme am staatlichen, nationalen Leben hervorruft. Oder ich denke auch an einzelne fromme Stimmen gleich beim Anfang des Krieges, die einen dunklen Drang in dieser Linie verrieten. In anderer Weise ist dieser Stimmung der Zurückziehung der Frommen aus dem Weltleben vorgearbeitet worden. Seitdem Friedrich Naumann für sich und viele Andere das einstige Ideal einer christlichen Politik als unmögliche Utopie begraben hat, ist in manchen frommen Kreisen des Protestantismus, gerade auch des modernen Protestantismus, ein starker Zug erwacht, die Fragen der Welt der Welt zu überlassen, da sie ja doch nicht nach frommen, christlichen, jesusartigen Gesichtspunkten entschieden werden können, und die Nähe Gottes aufzusuchen in einer Zurückziehung auf das rein Innerliche, auf das Gebiet der Seelenpflege und des Austausches von Seele zu Seele. Es ist leicht möglich, daß, wenn erst die widergöttlichen Begleiterscheinungen des Krieges,

von denen wir vorhin sprachen, tiefer ins Bewußtsein eingedrungen sind, die Bußstimmung in frommen Kreisen stark werden kann, daß man die Nähe Gottes nur finden könne in einer inneren Loslösung von alledem, was mit dem Krieg zusammenhängt.

Nur wird es sich dann zeigen, daß diese Loslösung viel umfassender sein muß, als die Betreffenden zuerst glauben. Zunächst werden sie sich nur von den Greueln des Krieges abwenden und sie als zufällige Begleiterscheinungen des Krieges zu betrachten suchen, die sich vermeiden lassen. Dann aber werden sie erkennen müssen, daß sie innerlich mit dem Krieg zusammenhängen und daß, wer den Naturzustand des Krieges bejaht, auch das Hervorbrechen des Naturtriebes mit in Kauf nehmen muß. Sie werden ihre Buße darum ausdehnen müssen auf eine Ablehnung des Kriegs als solchem. Und auch hierbei wird es noch nicht bleiben können. Der Krieg ist — wenigstens nach aller seitherigen Erfahrung — eine notwendige Begleiterscheinung des nationalen politischen Lebens. Wer dieses will, wird auch im gegebenen Fall den Krieg wollen müssen. Und wer den Krieg verdammt, wird folgerichtig das gesamte nationale Leben verdammen und von ihm sich zurückziehen müssen. Und schließlich wird diesen Frommen nichts anderes übrig bleiben, als sich innerlich völlig von der Teilnahme am Kulturleben zu lösen. Sie werden, um die Nähe Gottes erleben und genießen zu können, die Buße der Weltflucht predigen müssen. Und so kann nach jenem psychologischen Gesetz vom Gegensatz der jetzige Krieg eine Buße zeitigen, die alles, was Weltleben ist, flieht, weil die Welt ja doch des Teufels sei und in ihr die Nähe Gottes nicht erlebt werden könne.

Was würden wir zu dem Hervorbrechen einer solchen Bußstimmung sagen? Wir müßten sie trotz ihrer Innerlichkeit, ihres Ernstes, ihres feinen sittlichen Empfindens ablehnen. Und zwar deshalb, weil sie Flucht ist. Sie gibt ein Stück Wirklichkeit, das ganze staatliche und kulturelle Leben, preis und schränkt Gottes Nähe auf die innerste Provinz unseres Daseins ein, auf die stillen, abgeschiedenen Täler persönlichen Seelenlebens. Die großen und weiten Gebiete aber, die außerhalb dieser Täler

liegen, überläßt sie widerstandslos jenen für sie so furchtbaren Gestalten aus der Tiefe. Es wäre noch etwas anderes, wenn es dieser Frömmigkeit gelänge, diese ganzen Gebiete, aus denen sie sich scheu zurückzieht, damit aus dem Dasein, aus der Wirklichkeit zu streichen. Das aber kann sie nicht. Kultur, Staat und Krieg werden weiter bestehen, auch wenn der Fromme sie meidet. Und gerade nachdem die Frömmigkeit ihren Widerstand gegen die schrankenlose Herrschaft der Naturtriebe freiwillig aufgegeben hätte, würden diese weiten Gebiete schutzlos der gottfeindlichen Macht preisgegeben sein. Sie würden nun erst recht eine Provinz der Teufelsmacht werden, die von dem so eroberten Gebiet des kulturellen Lebens auch ihre Angriffe machen würde auf jene stillen Täler des persönlichen Seelenlebens, so daß eines Tages die aus dem Weltleben geflüchteten Frommen mit Schrecken wahrnehmen müßten, daß ihre Flucht nur geholfen hat, den Feind bis ans Zentrum vordringen zu lassen. — Darum kann und darf die Buße der Loslösung vom Weltleben nicht das Ziel einer Frömmigkeit sein, die sich nach dem Namen dessen nennt, der die Herrschaft Gottes auf Erden als höchstes Ziel religiösen Lebens und Strebens verkündigt hat. Die christliche Buße kann nicht in Weltflucht, sondern nur in Weltüberwindung bestehen. Hier werden wir nachher mit dem Gedanken über die rechte Buße einzusetzen haben, die der Krieg zeitigen kann. Ehe wir aber das tun, habe ich noch eine andere Form von Buße zu schildern, die der Krieg hervorruft, und die ich die vulgäre Buße nennen möchte.

III.

> . . . Welch erbärmlich Grauen
> Faßt, übermenschen, dich! . . .
> Wo bist du, Faust, dess' Stimme mir erklang?
> Bist du es, der von meinem Hauch umwittert
> An allen Lebenstiefen zittert,
> Ein furchtsam weggekrümmter Wurm!

Diese vulgäre Buße hat ganz andere Beweggründe, einen anderen Ausgangspunkt und einen anderen Inhalt als die Weltflucht der zarten, innigen Seelen. Sie findet sich besonders bei solchen, die während des Friedens sich nicht viel um Gott und

Gottes Nähe gekümmert haben, nun aber mit dem Krieg ein Etwas von übermenschlicher Macht nahen fühlen, das eine Revolution in ihrem Fühlen, Denken und Handeln hervorbringt, also das erzeugt, was man Buße zu nennen pflegt. Was ist das für ein Etwas, das im Krieg ihnen plötzlich naht, und welches sind die Wirkungen, die die Nähe dieses Etwas bei ihnen auslöst?

Um dies zu erkennen, wird es gut sein, sich einen Augenblick darauf zu besinnen, wie diese Leute vor dem Krieg zu leben pflegten. Man kann ihre Lebensart vielleicht am besten mit den Worten Jesu charakterisieren: sie essen und trinken, kaufen und verkaufen, freien und lassen sich freien. Will man ihr Leben in eine Formel zusammenfassen, so ist es das Leben des Philisters: des Bildungsphilisters, des Geschäftsphilisters, des Kaffeehaus- und Bierbankphilisters. Das Kennzeichen des Philisters aber ist, daß sein Leben keine Höhen und keine Tiefen kennt. Gewiß, er hat seine Freuden, seine Sorgen, sein Leid. Aber alles das sind doch nur mäßige Höhen und mäßige Einschnitte in einer im großen und ganzen ebenen Lebensfläche. Der Philister fühlt nicht die Nähe Gottes; denn die Nähe Gottes fühlen, heißt etwas Schaurig-Tiefes oder etwas Staunend-Gewaltiges erleben. Buße als Aufforderung zu einer Änderung im hergebrachten natürlichen Leben kennt er nicht, kann er nicht kennen. Warum sollte er in seiner Lebensführung etwas ändern? Es liegt ja gar kein Grund dazu vor.

In diese Behaglichkeit des Philisterdaseins fährt nun der Krieg. Am Horizonte des seitherigen flachen Lebens steigt eine unheimliche Macht auf und rückt mit Sturmesschritten näher. Was eigentlich da kommt und mit seinem drohenden Näherkommen das behagliche Oberflächenleben stört, kann der Philister schwer sagen. Auch die Namen, die er ihm beilegt (Schicksal, Verhängnis, Dämon, Gott), tun nicht viel zur Sache. Die bestimmende Empfindung ist die von etwas Übermächtigem, Unberechenbarem, Unheimlichem. Dieses Unheimliche kommt, und das Plätschern in der Alltäglichkeit hört damit von selbst auf. Es reckt seine Arme, und die Maschine des seitherigen Alltagslebens stockt. Es legt seine mächtige Faust auf Handel und

Wandel, und die Quellen für den philisterhaften Lebensinhalt versiegen. Es packt hinein bis in die Familien, in die Häuser und nimmt ohne zu fragen die Väter, die Söhne, die Gatten hinweg. Wohin? zu welchem Schicksal? Kein Mensch kann's sagen. Immer und überall nur das eine: ein unheimliches, die Kraft und das Wollen des Einzelnen zermalmendes Ungetüm ist mit dem Krieg gekommen.

Was tut der Philister beim Nahen dieses Ungetüms? Was hat auch der Philister in uns — denn jeder Mensch trägt ein Stück von Philistertum in sich — getan? Er duckt sich, scheu oder nervös, und dieses Ducken nennt man Buße. Man hat auch ein Recht zu diesem Namen, nur ist die Frage, ob diese Form der Buße die christliche Buße ist. Diese Buße des Sich-duckens vor dem Unheimlichen kann verschiedene Formen annehmen: sie kann ein Jammern und ein Heulen sein über das unverdiente Unglück, das jetzt gekommen ist. Sie kann in einem Fasten und Sauer-Aussehen bestehen, indem der Mensch nun freiwillig auf alle möglichen Annehmlichkeiten verzichtet, die er sich seither ruhig gegönnt hat und sich auch ruhig weiter gönnen könnte. Sie kann ein Betteln und ein Um-Gnade-flehen werden oder ein Versprechen von allen möglichen Dingen für die Zukunft und ein Vollführen von allerlei sinnvollen oder sinnlosen Leistungen. Ein gut Teil von dem, was wir in diesen letzten Monaten an Veränderungen bei Menschen und Zuständen gesehen haben, war ein solches Sich-ducken vor dem Unheimlichen. Für wie viele von denen, die seit den ersten Augusttagen wieder in die Kirchen strömten, war das Aufsuchen der Kirchen ein solches Sich-ducken der Angst vor dem Unheimlichen, das im Krieg sich offenbart. Das hastige, nervöse Drängen nach Teilnahme an der Liebestätigkeit war bei Lichte besehen zum Teil weiter nichts als solch ein oft rührendes, oft unbeholfenes, oft auch lächerliches und sinnloses Sich-ducken. Die Änderung im Ton der Presse, die Einschränkungen in der Lebensführung, das böse Gewissen bei dem Genuß von Annehmlichkeiten des Lebens, das alles war ein Sich-ducken vor dem genahten Unheimlichen.

Aber es war zugleich noch etwas anderes. Es war zugleich ein Versuch, das unheimliche Schicksal zu beschwören und es zu

bannen. Wie die nahenden Gewitter den Menschen auf den Gedanken gebracht haben, den drohenden Blitzstrahl zu bannen, ihn ungefährlich am Menschen und seiner Habe vorbeizuführen, so haben zu allen Zeiten und auch jetzt wieder die nahenden Kriegsblitze den Menschen dazu geführt, zu versuchen, die nahende unheimliche Zerstörungskraft des Krieges zu bannen und mittels eines Blitzableiters ungefährlich zur Erde abzuleiten. Dieser Blitzableiter gegen den Krieg ist die vulgäre Buße. Nicht als ob der Mensch glauben könnte, dadurch das drohende Kriegsgewitter überhaupt fernhalten zu können. Aber er sucht es möglichst glimpflich an sich persönlich vorbeizulenken. Diese Bannungsversuche beschränken sich nicht auf das Tun des Einzelnen, der durch seine Buße das Schicksal etwa zu bestimmen hofft, daß die Kugel den im Feld stehenden Vater, Gatten, Sohn, Bräutigam verschont. Sie können auch von der Gesamtheit und für die Gesamtheit unternommen werden, indem man meint, vom Schicksal, dieser unklaren, unheimlichen Macht, durch eine allgemeine Buße den Sieg einhandeln zu können. Diese Bannung bewegt sich von den rohesten, oberflächlichsten Formen bis zu den geistigsten und innerlichsten Anstrengungen. Aber der Inhalt dieser vulgären Bußversuche ist nicht das für die Beurteilung Ausschlaggebende, weil das Entscheidende nicht der Inhalt des Tuns, sondern die ihm zugrunde liegende Absicht und das Ziel ist, eben diese Beschwörung, Bannung und Beeinflussung des Schicksals.

Wie haben wir diese Buße des Sich-duckens und der Bannungsversuche zu beurteilen? Man kann ihnen keinen sehr hohen Wert beimessen. Zunächst deshalb, weil sie nur bloß vorübergehende Bußbetätigung erzeugen können. Sobald das Unheimliche — sei es nun verschonend oder zerstörend — vorübergezogen ist (und kein Krieg währt ewig), ist die Veranlassung zur Buße, d. h. zum Sich-ducken und zum Bannen geschwunden. Und der Mensch ist nun einmal so vernünftig, daß er Dinge, die keinen Zweck mehr haben, von selbst läßt. Wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn nach dem Krieg die ganze vulgäre Bußstimmung und Bußbetätigung, die nur solches Sich-ducken und solcher Bannungsversuch war, spurlos verfliegen wird, falls es uns nicht ge-

lingt, sie vorher zu vertiefen und zu einer sittlichen Buße zu gestalten. Aber ich habe noch ein anderes, inneres Bedenken gegen diese vulgäre Begründung der Kriegsbuße. Danach wäre also der Krieg nichts anderes, als ein unheimliches Naturereignis, das sich auf den Menschen heranwälzt und bei dem es darauf ankommt, durch Sich-ducken oder durch Ableitungsversuche ihm möglichst heil zu entgehen. Was ist das für ein blinder Gott, dieses Schicksal! Und zugleich, was ist das für ein ohnmächtiger Gott, dessen Gang der Mensch durch den Blitzableiter solcher Bußübungen bestimmen kann! Gegen diesen Gott der blinden und doch zugleich lenkbaren Naturgewalt sträubt sich unser christliches Gottesbewußtsein. Und es sträubt sich ebenso gegen eine Buße, die nur das Mittel zum Zweck des Verschontbleibens und der äußeren Lebenserhaltung ist. Nein, wenn wir Gott im Kriege sehen sollen, so muß man uns im Krieg das Nahen einer sittlichen Macht zeigen, und wenn man von uns im Krieg Buße fordert, dann muß man uns sittliche Aufgaben zeigen, die durch das Nahen des sittlichen Gottes im Krieg der Menschheit gestellt werden. Das ist darum die entscheidende Frage für die Möglichkeit einer christlichen Buße im Krieg: kann man im Krieg das Nahen einer sittlichen Macht spüren, und stellt der Krieg uns sittliche Aufgaben?

IV.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.

Wir haben bis jetzt festgestellt, wo wir im Krieg die Nähe Gottes nicht fühlen können und was darum uns nicht Anlaß zu wirklicher Buße sein kann. Wir spüren die Nähe Gottes nicht im Naturcharakter des Krieges. Der Krieg als Naturereignis ist nicht das Nahen unseres Gottes, wie ihn uns Jesus offenbart hat, und ein Naturereignis kann keine wahre Buße in uns auslösen. Ein Naturereignis kann nur die im Menschen schlummernden Naturkräfte wecken, die Naturtriebe der Kampfeslust oder der Furcht und des Schreckens. Aber weder die Kampfes-

lust noch der Schrecken sind Äußerung oder Anlaß wahrer Buße. Wo aber ist dann Gott im Krieg?

Wäre das, was wir bisher genannt haben, der ganze Krieg, so wäre der sittliche Gott, der Gott Jesu, im Krieg nicht nahe. Aber der Krieg als Naturereignis ist nicht der ganze Krieg. Er ist nur die äußere Erscheinungsform des Krieges, der Kriegsstoff. In dieser Erscheinungsform, in diesem rohen Stoff steckt aber eine göttliche Idee. Oder nein, sie steckt nicht von Natur im Krieg drinnen. Aber: eine göttliche Idee, ein göttlicher Wille kann in den Kriegszustand hineingebracht werden, und kann in ihm sich ausleben. Es ist im Krieg dabei nicht anders wie bei jedem Naturzustand. Auch der Friedenszustand ist an und für sich noch nichts Göttliches. Er ist auch nur ein Gefäß, in dem eine Reihe von göttlichen Plänen, Gedanken, Absichten Platz haben, wobei aber auch das Gefäß des Friedens nicht alle göttlichen Pläne, Gedanken, Absichten mit der Menschheit fassen kann. In Friedenszeiten schwebt eine Reihe von göttlichen Absichten und Plänen fern von der Erde, und sie können den Menschen nicht nahe kommen, weil der Friedenszustand kein geeignetes Gefäß für sie ist. Um einige der göttlichen Ideen zu nennen, die es in Friedenszeiten zum mindesten außerordentlich schwer haben, sich auf Erden durchzusetzen, so erwähne ich die göttlichen Ideen der Selbstlosigkeit, der Selbstzucht, der Unterordnung unter die Gesamtheit. Wenn nun der Krieg das zarte Gefäß des Friedens zerbricht, so verlieren gewiß viele Gottesgedanken, die seither im Gefäß des Friedens weilten, ihre Heimat auf Erden und entschweben der Menschheit. Mit dem Zerbrechen des Friedens werden die zarten und feinen Gottesgedanken der Innerlichkeit, der allgemeinen Menschenliebe, der persönlichen Rücksicht heimatlos, und wenn die Menschen nicht Mittel und Wege finden, sie zu halten, gehen sie der Menschheit verloren. Aber indem das eine Gefäß des Friedens klirrend zerspringt, ist ein anderes Gefäß da, aus rauherem Stoff gebildet, in das nun das Menschheitsdasein hineingegossen wird: der Kriegszustand. Und damit ist für eine Reihe anderer Gottesgedanken das Gefäß gegeben, in dem sie gut weilen können, und sie warten nun, ob die Menschen sie zu sich heranziehen. Tun das die Men-

schen, dann ist im Krieg und durch den Krieg Gott ihnen nahe gekommen.

Gewiß nicht der ganze Gott. Denn kein irdisches Gefäß, weder der Friede noch der Krieg, ist fähig, den ganzen Gott zu fassen. Aber man darf dem Krieg nicht wehren, was man ohne weiteres dem Frieden zugesteht, daß in ihm bestimmte Gottesgedanken sich leichter und besser ausleben können als in dem entgegengesetzten Naturzustand. Die alten Römer hatten einen Tempel, den Janustempel, der nur zu Kriegszeiten geöffnet und im Frieden geschlossen wurde. Was wollten sie mit diesem merkwürdigen Tempel sagen? Dasselbe, was ich versuchte, eben klar zu machen: daß im Krieg eine Verbindung mit dem Göttlichen, eine Gottesnähe da ist, die im Frieden aufhört, daß in der Kriegszeit Gotteskräfte wirken können, deren Wirkung im Frieden erschwert, ja unmöglich ist. Krieg und Friede sind beide an sich nichts Göttliches, sie sind nur Naturzustände, sind Stoff für sittliche Betätigung, für Buße. Gott aber ist Geist, und jeder Naturzustand kann von uns zu einem Tempel Gottes gemacht werden, in dem wir die Nähe Gottes fühlen.

Will man dagegen einwenden, daß Krieg und Frieden als Naturzustände doch nicht den gleichen Charakter haben, daß der Krieg, wie wir am Anfang selbst zugaben, den rohen Naturtrieben eine leichtere Entfaltungsmöglichkeit bietet als der Friede, so ist dieser Einwand an und für sich richtig. Und darum wird, wer die eben ausgeführten Gedanken teilt, ihrer unbeschadet an der Friedensbewegung mitarbeiten können. Allerdings nicht im Sinne einer puren „Abschaffung des Krieges". Damit wäre uns, die wir alles nach religiös-sittlichen Gesichtspunkten beurteilen, wenig gedient. Ja, dieses negative Ideal einer Abschaffung des Krieges macht uns höchst bedenklich, eben weil es uns der Gottesnähe, die heute im Krieg möglich ist, beraubte und uns so sittlich und religiös ärmer machte. Das Problem des Krieges liegt viel schwieriger, als diese oberflächliche Formel der „Abschaffung des Krieges" meint. Wollen wir den Kriegszustand überwinden, so muß es in einer Art geschehen, daß die sittlichen Aufgaben und Werte, die heute durch den Krieg und im Krieg geschaffen werden, auf andere Weise den Menschen erhalten bleiben.

Jedenfalls aber ist kein Naturzustand so von gottwidrigen Kräften durchsetzt, daß er nicht trotzdem zu einem Gefäß des Göttlichen gemacht werden könnte. Das gewaltigste Beispiel hierfür ist das Leiden Jesu. In dem, was das Leiden Jesu herbeigeführt hat, ist zunächst gar nichts von Gottes Nähe zu spüren. Oder können Sie Gottes Nähe fühlen im Verrat des Judas, in der Verhandlung des Hohen Rats, in der Feigheit des Pilatus, in dem rohen Spiel der Kriegsknechte, in den Quälereien der scheußlichsten aller Hinrichtungen, der Kreuzigung? Sie werden alle fühlen, in diesen Dingen ist Gott noch weniger drinnen als in den Begleiterscheinungen dieses Krieges. Und dennoch: selbst dieses Scheußliche konnte ein Gefäß werden für göttliche Gedanken und Absichten. Denn wenn auch der vorangegangene Friedenszustand der galiläischen Wirksamkeit Jesu ein reiches Gefäß für göttliche Gedanken gewesen war, so gab es doch göttliche Gedanken, die konnten nicht in Galiläa, sondern nur am Kreuz von Golgatha den Menschen nahe gebracht werden. So wurde das häßlichste Tun der Menschen zum Gefäß, um die höchste und größte Absicht Gottes auf Erden zu verwirklichen: die Erlösung der Menschheit. So gebraucht — ja vielleicht noch mehr: so **braucht** Gott für die Verwirklichung bestimmter göttlicher Absichten und Gedanken auch den Krieg.

Ich darf Ihnen wenigstens einige dieser Gottesgedanken andeuten, die nur — oder doch am leichtesten — auf den Fittichen des Krieges zu der Menschheit herabgetragen werden können.

1. Zunächst der, daß nicht der Genuß der Inhalt des Menschendaseins sein soll. Der Friedenszustand erschwert diese Gottesabsicht außerordentlich. Je länger eine Periode des Friedens dauert, um so mehr wird der Genuß das letzte Ziel aller Betätigung. Ich brauche Sie nur daran zu erinnern, wie diese vierzig Jahre des Friedens unser Volk genußsüchtig gemacht haben. Kommt dann der Krieg, so zerbricht damit die Möglichkeit, das Leben als Genuß aufzufassen. Im Krieg bekommt man's gezeigt, daß man nicht zum Genuß geboren wurde.

2. Der Krieg gibt uns die gottgewollte Einschätzung des natürlichen Lebens zurück, die im Frieden verloren ging.

Gegenüber einer verweichlichenden Fürsorge für unser liebes Ich, diesem Kultus der animalischen Lebenserhaltung, zeigt der Krieg mit seinen Menschenopfern den Unwert des einzelnen animalischen Daseins. Und doch zugleich wieder den hohen Wert des Lebens. Das Leben, das in einem dekadenten Zeitalter so an Inhalt und drum an Wert verliert, daß viele es im Selbstmord als wertlos wegwerfen (und sie werfen auch nur eine wertlose Sache weg), steigt im Krieg wieder hoch im Kurs, weil es das Mittel zur Verteidigung der höchsten Güter wird.

3. Und um noch etwas allgemein Bekanntes zu nennen, erinnere ich daran, daß der Friede, weit entfernt, die innere Eintracht unter den einzelnen Menschen zu fördern, eine immer größere Spaltung zeitigt, wie wir sie in unserem eigenen Volke erlebt haben, und daß im Gegensatz dazu der Krieg die Risse schließt und im einzelnen und im großen eine Zeit der Versöhnung zwischen den Menschen wird.

So gibt es eine Reihe der höchsten Gottesgedanken, die gerade im Krieg sich der Menschheit nähern und eine Stätte der Verwirklichung suchen. Darum haben wir ein Recht zu sagen: im Krieg kommt Gott der Menschheit nahe. Aber dann haben wir zugleich die Pflicht, mit der Johannesbotschaft fortzufahren: darum tut Buße im Krieg. Und zwar lege ich dabei zunächst den Nachdruck auf das Wort *tun*, d. h. die Gottesnähe ruft uns zu Taten auf. Denn das ist gerade der Unterschied zwischen dem sittlichen Nahen Gottes und dem Nahen eines Naturereignisses. Dieses vollzieht sich nach einem unabänderlichen Naturgesetz, wenn Sie wollen „von selbst". In der sittlichen Welt vollzieht sich aber nichts von selbst. Es werden uns nur Möglichkeiten zum Handeln angeboten, und es bleibt dann uns überlassen, ob wir diese Möglichkeiten ergreifen, ob wir die uns gestellten sittlichen Aufgaben lösen wollen.

Damit haben wir zugleich den Inhalt einer wirklichen Buße in der Kriegszeit. In der Kriegszeit Buße tun, heißt einfach: die sittlichen Aufgaben erfüllen, die der Krieg uns stellt. Die Buße in der Kriegszeit unterscheidet sich darum nur ihrem Inhalt, nicht aber ihrem Wesen nach von der Buße in anderen Lebenslagen.

„Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: ‚tut Buße', hat er gewollt, daß alles Leben der Gläubigen Buße sein soll", im Krieg sowohl wie im Frieden. Nur gilt es, gerade die aus dem jedesmaligen Zustand fließenden Aufgaben zu erfassen. Und nur das wird der Unterschied sein, daß große Zeiten, wie Kriegszeiten, auch größere sittliche Aufgaben und Anforderungen stellen. Aber es ist ein Wahn, zu glauben, daß man nur im Kriege Buße zu tun, d. h. sittliche Aufgaben zu lösen habe.

Damit, daß wir die Erfüllung der uns vom Leben gestellten sittlichen Aufgaben als Buße ansehen, verschwindet aus dem Begriff der Buße der unangenehme Beigeschmack, der vielleicht auch manchem unter Ihnen seither die Buße zu einer unleidlichen Sache gemacht hat. Es ist die Meinung, als bestände Buße in einem Winseln und Heulen, in einem Betteln und Um-Gnade-flehen, in einem Sich-ducken und Beschwören, in einem Versprechen von allem möglichen, in einer Reihe von willkürlichen Verzichten und selbstgemachten Leistungen. Mit alledem hat die wirkliche Buße nichts zu tun. Sie ist die schlichte Erfüllung der nächstliegendsten, d. h. uns durch das Leben, also in unserem Falle durch den Kriegszustand nahegerückten Aufgaben.

Und nun werden Sie hoffentlich nicht erwarten, daß ich Ihnen ein Verzeichnis solcher durch den Krieg gestellten Aufgaben, eine Art Bußordnung mit nach Hause gebe. Es gäbe das einen Zettel von beträchtlicher Länge, denn für jede besondere Lage, in die ein besonders gearteter Mensch in der Kriegszeit draußen oder drinnen kommen kann, müßten wir einen besonderen Ratschlag geben. Und hätten wir schließlich ein solches Verzeichnis einigermaßen vollständig in kasuistischer Weise fertiggestellt, dann würden wir am Schluß merken, daß wir damit völlig auf falschem Wege wären. Denn das macht gerade den Wert aller sittlichen Leistung und darum auch der Buße im Kriege aus, daß sie nicht nach einem vorgedruckten Verzeichnis, sondern frei von innen heraus vollbracht werden muß, um wertvoll zu sein. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen." Darauf kommt es an, daß jeder von sich aus die ihm vom Krieg gestellten sittlichen Aufgaben fühlt und — zur Tat macht. Denn das Wesen echter Buße ist zu allen Zeiten dies gewesen, daß sie

aus dem innersten Wesen des Menschen herausbricht, nicht aber von außen als ein Trauerkleid übergezogen wird. Nur dafür haben wir zu sorgen, daß der Baum unseres Wesens gut ist; daß er dann auch gute Früchte bringe, darum brauchen wir uns nicht zu ängstigen. Die wachsen von innen heraus. Zur sittlich-religiösen Persönlichkeit müssen wir uns allerdings umschaffen, aber die einzelnen sittlichen Taten bringt dann diese sittlich-religiöse Persönlichkeit von selbst hervor, so wie sie die Lage verlangt.

Darum lassen Sie mich lieber an Stelle eines Bußverzeichnisses für die Kriegszeit mit einer Geschichte schließen, die Sie allerdings alle schon kennen:

Am Weg zwischen Jerusalem und Jericho lag ein Mann; der war unter die Mörder gefallen. Die hatten ihn geschlagen und ließen ihn halbtot liegen. Da kam ein Priester vorüber, der ins Heiligtum wollte. Er entsetzte sich über das, was in der gottlosen Welt vorgeht, und floh hinein in die Stille des Heiligtums, wo es keine Mörder gibt. Dann kam ein Levit, sah das Grausige, duckte sich ängstlich und drückte sich vorbei, damit das Unheimliche nicht auch sein Haupt träfe. Ein Samariter aber reiste, und da er an die Stelle kam, trat er herzu. Er sieht dem grausigen Ereignis klar in die Augen. Dann aber löst das Geschehene die schlichte, durch das Ereignis selbst gebotene Tat in ihm aus: er ging hin, verband ihm seine Wunden, goß hinein Öl und Wein, führte ihn in die Herberge und pflegte sein. — Wer von den dreien hat aus dem grausigen Ereignis den Ruf Gottes vernommen? Antwort: der die in dem Ereignis liegende Aufforderung zur Tat ausführte.*) So gehe hin und tue desgleichen! Tue die schlichte Pflicht, die dir der Krieg nahelegt: das ist deine wahre Buße.

❖

*) Man möge aus dem angeführten Beispiel nicht die Folgerung ziehen, daß also die Tat der Liebe, wie sie der Samariter hier ausführte, die eigentliche und höchste Betätigung des Christentums im Kriege sei. Das ist durchaus nicht meine Meinung. Was der Augenblick pflichtmäßig verlangt, das ist sittliche Aufgabe und Beweis unseres Christentums. Für den Samariter war's die Tat der Liebe, für den Soldaten kann's der Bajonettstich sein, den er dem Gegner versetzen muß.

Das Bekenntnis.

Von D. Erich Foerster.

Mit einer Erinnerung an eine Gruppe von Sprüchen Jesu möchte ich beginnen.

„Nehmt euch in acht vor den Menschen, denn sie werden euch den Gerichten überliefern, und in ihren Versammlungen werden sie euch geißeln, und auch vor Statthalter und Könige wird man euch führen um meinetwillen zum Zeugnis für sie und die Heiden. . . . Fürchtet euch doch nicht vor ihnen. Denn es ist nichts verhüllt, was nicht enthüllt werden, und nichts verborgen, was nicht bekannt werden wird. Was ich euch in der Finsternis sage, das sagt im Licht, und was ihr ins Ohr geflüstert hört, das ruft aus von den Dächern, und fürchtet die nicht, welche den Leib töten, die Seele aber nicht töten können; fürchtet vielmehr den, welcher Seele und Leib vernichten kann in der Hölle. . . . Jeder nun, der sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem will auch ich mich bekennen vor meinem Vater im Himmel; wer aber mich verleugnet vor den Menschen, den will auch ich verleugnen vor meinem Vater im Himmel." (Evang. Matth. 10, V. 17 ff.)

Wir lassen dahingestellt, ob diese Worte, wie sie hier lauten, aus dem Munde Jesu gekommen sind, ob nicht auf ihre Fassung schon die Erfahrungen eingewirkt haben, die die junge Christengemeinde bis zu dem Tage gesammelt hatte, da ein Evangelist jene Sprüche aufgeschrieben hat. Man war schon vor die jüdischen und heidnischen Gerichte gestellt worden; Volkshaufen, auf dem Markt oder im Zirkus versammelt, hatten die Anhänger der neuen Religion mit Schimpfworten umheult, sie geschlagen, gegeißelt. Christliche Missionare hatten schon vor Statthaltern und

Königen gestanden. Was am Anfange das Herzensgeheimnis eines kleinen Bruderbundes gewesen war, das war nun im Munde von allerlei Leuten, von Lästerern und Spöttern; es war verflochten worden in die Interessen und Händel dieser Welt. Was einst einer dem andern kaum zu gestehen gewagt hatte, daß er in dem Meister von Nazareth den Christ und Gesandten Gottes erkenne, das war jetzt eine Tagesfrage in den Spelunken und Schenken der Hafenplätze und in den Sklavenlagern und Soldatenkasernen der Großstädte am Mittelmeer. Und überall, wo diese seltsamen Leute hingekommen waren und den einen Gott und die eine Menschheit und die Nichtswürdigkeit aller Tempel, Opfer und Priester verkündigt hatten, weil Gott nicht erst durch viele Künste herbeigerufen, versöhnt, beschwichtigt werden müsse, sondern nahe ist und den Menschen mit seiner Liebe zuvorkommt, da schäumte ihnen Haß und Feindschaft entgegen; da rottete sich alles, was am Fortbestande der alten Religion interessiert war, edle Pietät, Aberglaube, Politik, Volkspädagogik, Geschäftssinn, Fanatismus, zur Abwehr zusammen. Die Aussicht auf das Martyrium auf dem Scheiterhaufen oder vor den Löwen eröffnete sich den Christen; bis in den engsten Kreis der Familie drang der Gegensatz und zerriß selbst Bande des Blutes; auf das Liebste zu verzichten, das Leben selbst zu opfern, forderte die Stunde, wenn anders dem Herrn Treue gehalten werden sollte. Da mochten wohl viele erschrecken, zaghaft und mutlos werden und sich schweigend verbergen.

In dieser Lage gewannen Worte, die Jesus einst zu seinen Jüngern gesprochen hatte, neuen Sinn und eignen Klang. Einen Klang von Eisen und Stahl. Fürchtet euch nicht, was können sie euch denn tun? Eure Seelen sind in Gottes Hand, die Macht der Feinde hat ihr Ende an der Grenze des leiblichen Lebens. Die Furcht des höchsten Richters treibt alle Furcht vor Menschen aus. Je wilder der Haufe tobt, desto freudiger und klarer sollt ihr euren Glauben verkündigen. Verbergt euch nicht im Dunkeln, sondern tretet ins Licht der Öffentlichkeit, zieht euch nicht in verschlossene Stuben zurück, sondern predigt von den Dächern. Nutzt jede Gelegenheit zum Zeugnisablegen. Seid unerschrocken auch vor den Mächtigen der Welt. Laßt euch durch keine Drohung

und Gefahr verlocken, eure Zugehörigkeit zu Jesu Jüngern zu verstecken. Dies alles wird zusammengefaßt in der Forderung „Ihn zu bekennen", und mit dem Ernst eingeschärft, daß von der Erfüllung dieser Bekennerpflicht das ewige Heil selbst abhänge.

Nichts Überschwängliches und Fieberhaftes hat der Geist der ersten Jünger an sich, der uns in diesen Worten ergreift. Allen kommenden Möglichkeiten schauen sie nüchtern und bewußt ins Auge. Sie sind nicht trotzig oder fanatisch, sondern tapfer und gefaßt. Daß aber Recht und Sieg ihrer Sache ihnen untrennbar verknüpft ist mit der Person Jesu, wer wollte sie darum schelten? Er ist die Verkörperung und zugleich der Bürge des Glaubens an den Sieg des Guten. Es ist unmöglich, hier zu trennen, den Führer zu verlassen und die Sache zu behalten. Sein Name mußte das Panier sein, um das man sich sammelte.

Wie einfach und natürlich ist dieser Aufruf, ihn zu bekennen. Eine sittliche Forderung, die für sich selbst spricht und sich selbst beglaubigt. Denn immer hat es bei guten Menschen für sittliche Pflicht gegolten, den Idealen, die uns aufgehen im innern Leben, Treue zu halten, indem man sie offen und frei ausspricht vor den Leuten. So allein können Ideale *Mächte des Lebens* werden und Gemeinschaften sammeln. Ja, der Fromme muß das noch tiefer fassen. Gott schickt uns die Ideale, damit wir sie sichtbar in die Welt pflanzen; es ist der Dienst, den wir ihm schuldig sind, daß wir sie bekannt machen, bekennen.

Die Forderung des Bekenntnisses gehört danach in den Zusammenhang des Kampfes. Es ist eine Waffe. Seine eigentliche Stätte ist im Angesicht von Feinden und Widersachern. Ein feierliches Bekenntnis im Gottesdienste, mitten unter gleichgestimmten Brüdern und Schwestern trägt diesen Namen nicht mit Recht. Es fehlt ihm alles das, was nach dem Neuen Testament das eigentliche Merkmal des Bekenntnisses ist: daß es Mut erfordert und Gefahr bringt, daß es eine Tat ist, zu der der Mensch sich selbst überwindet und emporreißt. Wohl spricht die Heilige Schrift auch und sehr oft von einem Bekenntnis der Sünde. Aber dabei wird das Wort in einem übertragenen Sinne gebraucht, um der Ähnlichkeit der seelischen Lage willen, aus der heraus das Bekenntnis des Glaubens vor der Welt wie das Be-

kenntnis der Sünden vor Gott und christlichen Brüdern stammt, beidemal kostet es eine Selbstüberwindung und Anstrengung. Aber der echte eigentliche Sinn ist dieser: ein Eintreten für angefochtene, bestrittene Güter. In diesem Sinne hat Christus ein gutes Bekenntnis abgelegt vor Pontius Pilatus, und schmückt die ersten Blutzeugen der Kirche der Name der Bekenner.

Und wie so oft der Angriff die beste Verteidigung ist, so gehört neben der Verteidigung dessen, was man liebt und ehrt, auch der Angriff auf das was man als nichtswürdig und schlecht erkannt hat, zum Inhalt des Bekenntnisses. Ja dadurch empfängt es erst recht seine Wucht. Wie man denn überhaupt nie vergessen darf, daß es Liebe, Verehrung, Begeisterung für eine Sache oder Person nicht geben kann ohne Zorn, Verachtung und Kampf, — wenigstens nicht charaktervolle, inhaltvolle Liebe. In Jesu Predigt geht beides untrennbar nebeneinander: das Zeugnis einer brennenden Liebe zu Gott und zu den Brüdern und der schonungslose Angriff auf Pharisäer und Schriftgelehrte, auf die Gesetzeswächter und Tempelkrämer. Will ihn jemand deshalb des Abfalls vom Gesetz der Liebe zeihen, weil er der bewußten und unbewußten Heuchelei die Maske vom Gesicht riß und gegen die Veräußerlichung und Verweltlichung des Gottesdienstes die Geißel hob? Es war eben nicht möglich, die Menschen für neue Ziele zu gewinnen, ohne alte Ideale zu zertrümmern, nicht möglich, ihnen die Aufgabe der sittlichen Selbstständigkeit einzupflanzen, ohne die Ehrfurcht vor dem Gesetz und den geltenden Autoritäten auszurotten. Das Wort der Bergpredigt: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen“ — stellt uns, wenn wir tiefer nachdenken und nicht bloß dem Wortklange unser Ohr öffnen, vor ein unentrinnbares Entweder—Oder. Entweder ist Jesus selbst dieser Regel untreu geworden, denn er hat gezürnt und ist aufgefahren im Grimm, er hat gescholten mit hartem, schneidendem Wort und Wehe gerufen, er hat Abneigung und Verachtung gesät, ja er hat die Geißel geschwungen. Oder man muß erkennen, daß auch dies kein Gesetz ist für jede Lage und jede Stunde; daß christliche Liebe nicht dasselbe ist wie Schonen, Tragen, alles dulden und bedingungslos ver-

zeihen. Ich könnte das durch die ganze Geschichte der Kirche hindurch verfolgen. Alle großen Bekenner sind zugleich Kämpfer gewesen, immer ist ein Stück des Bekenntnisses der Widerspruch bald des leidenschaftlichen Zornes, bald des scharfen Spottes gewesen. Man denke an Paulus, an die christlichen Apologeten, an Luther, an Schleiermacher. Von diesem möchte ich ein schönes schlagendes Wort anführen. In der vernichtenden Streitschrift wider den Herrn Geheimrat Schmalz aus dem Jahre 1815, der als erster die besten Patrioten aus der Zeit der Fremdherrschaft revolutionärer Umtriebe bezichtigte, schreibt er folgendes. Natürlich gilt, was er hier über den Geistlichen sagt, von jedem Christenmenschen.

„Soll ich den Beruf des guten Bürgers deshalb unerfüllt lassen, weil ich ein Geistlicher bin? Wenigstens der Ton, der scharfe spöttische Ton, die bittern, harten Worte, wird man sagen, ziemen dem Geistlichen nicht. O ich weiß, sie sagen das, sie wollen nur immer Milde und Schonung, aber keine harte Rede und vorzüglich kein stechendes Wort vom Geistlichen, und dazu noch ich weiß nicht welches Unbekümmertsein um die Welt, als ob die Kirche, mit der er es zu tun hat, außer der Welt läge. Aber das liegt hinter mir, und niemand soll mich lehren, was dem Geistlichen ziemt. Haben sie nie gehört von dem Otterngezücht der Pharisäer und Heuchler? Ist das stachlige Wehegeschrei nicht zu ihren Ohren gedrungen über die verkehrte Art, die von Johannes sagte, er habe den Teufel, und von Jesu, er sei ein Fresser und Säufer und der Zöllner und Sünder Gesell? Kennen sie die Geißel nicht, die unmittelbar am Tempel geflochten wurde und geschwungen gegen die, welche das Heiligtum profanierten? . . . Mit dem Erlöser vergleicht er sich! werden sie nun schreien. Jawohl, so muß ich es; der muß meine Rechtfertigung sein; was für ihn nicht zu wenig milde war, für ihn nicht zu leidenschaftlich, das darf ich auch tun in ähnlichem Falle. Und haben sie den Apostel vergessen, der auch seine Gemeinde betrübte und sich freute, daß die Betrübnis recht tief durchgedrungen war durch Mark und Bein? Und haben sie Martin Luthers scharfe Stachelreden vergessen? . . . Nach solchen Beispielen finde ich es also sehr geistlich, diejenigen auch mit Skorpionen zu züchten, die in dieser Zeit Mißtrauen stiften wollen zwischen Fürsten und Völkern."

Die christliche Forderung des Bekenntnisses ist demnach die, offen und ungescheut einzutreten für das, woran man glaubt und was man liebt, ganz besonders vor Feinden und Widersachern. Sein Werkzeug dabei ist das gesprochene oder geschriebene Wort. Gewiß, ein solches Bekenntnis, das nicht beglaubigt würde durch das Opfer der Tat, würde leer sein. Von der religiösen Pflicht des Opfers wird der letzte Vortrag handeln. Aber denke nie-

mand deshalb gering von dem Wert eines freien mutigen Wortes. Denn ohne das deutende Wort bleibt auch das erhabenste Opfer stumm. Unserer menschlichen Art ist nun einmal kaum eine andere Ausdrucksmöglichkeit der Gesinnung gegeben, wie das Wort. Aber wie reich ist diese Ausdrucksmöglichkeit und wie mannigfache Formen kann deshalb das Bekenntnis annehmen! Ein einziges festes Ja oder Nein. Eine mit Gründen gewaffnete Rede oder ein Anruf des Gefühls und Gewissens. Ein kunstvolles Gedicht oder ein formloses Stammeln. Ein Schrei der Seele, die nicht länger die Qual des schweigenden Hörens erträgt, oder ein beredtes Verstummen. Ein liebevolles Warnen oder ein grollendes Drohen. Ein Jubelruf oder eine Verwünschung. Ein Zeitungsartikel. Eine Verantwortung vor dem Richter. Ein Schwur. Ja auch ein Druck der Hand, einem Verfolgten gereicht, ein Blick des Auges, ein Gruß vermag zu reden und zu bekennen. Wenn uns nur die Pflicht des Bekennens groß und ernst vor der Seele steht, niemandem, auch dem Ungelehrtesten nicht, wird die Möglichkeit fehlen, ihr zu genügen. Und so oft wir es tun, senkt sich Segen hernieder. Ein Segen gewiß, nämlich ein Gefühl innerer Befreiung, das Gefühl, als ob wir unsere erschütterte Würde wiederherstellten. Wer dies einmal erlebt hat, welch ein Stärke- und Wonnegefühl über uns kommt, wenn wir den Mut zum Bekennen aufgebracht haben, der wird der üblen Folgen und Nachteile, die ein solches offnes Wort wohl oft nach sich zieht, gering achten. — Aber nicht nur dies, auch Segen für die andern, mag auch zunächst der Widerspruch nur um so heftiger auflodern.

Ehe ich aber von dieser Wirkung eines mutigen Bekenntnisses einiges sage, muß ich freilich noch ein großes geschichtliches Mißverständnis aus dem Wege räumen.

Gewöhnlich versteht man ja im kirchlichen Sprachgebrauch etwas ganz anderes unter einem Bekenntnis. Man spricht von Bekenntnissen und meint damit nicht persönliche Taten, sondern Sachen, feste Lehrformeln oder auch Lehrschriften. Man spricht von Bekenntnistreue oder umgekehrt von Abfall vom Bekenntnis und meint damit die Übereinstimmung mit dem Inhalt jener Formeln und Schriften oder ihre Kritik und Ablehnung. Den

Inhalt aber bilden Sätze über Gott und Welt, wie man sich Gottes Wesen und die Entstehung der Welt vorstellen und das Geheimnis der Person Jesu erklären soll, wie die Sünde und das Übel in die Welt gekommen sind, weshalb der Mensch immer wieder Böses tut, obwohl er doch das Böse im Grunde seines Herzens haßt, und wie die Erlösung zustande kommt, wie es möglich ist, daß Gott Sünde vergeben und doch gerecht sein soll, und was die Seele erwartet, wenn sie aus dieser Zeitlichkeit geschieden ist. Auch Sätze darüber, wie der Erlöser geboren ist, weshalb er sterben mußte und wie er auferstanden ist. — Soll ich meine eigne Stellung zu diesen „Bekenntnissen" kurz ausdrücken, so sage ich: Ich liebe und verehre sie. So, wie ich auch eine alte byzantinische Mosaik und manches Bild Giottos ehre und liebe. Wer wäre denn ein solcher Barbar, daß er sich an der Weihnachts- und Ostergeschichte nicht freuen wollte und aus diesen Erzählungen Labung und Stärkung schöpfte. Wie spiegeln sie den Eindruck von der Größe und Macht Jesu! Wie wohl können sie dienen, diesen Eindruck auch uns zu vermitteln und uns hinzuleiten zum Erleben dieser Größe! Wie tief lassen sie uns empfinden, daß Liebe und Dankbarkeit ihre Fäden zusammengewoben haben! O, es sind tiefe, große Gedanken, die in den Bekenntnissen über die tiefsten Fragen niedergelegt sind. Ich versenke mich gern in sie, wenn ich Zeit habe, und sinne nach, wie die Menschen wohl auf solche Gedanken gekommen sind, und was dafür und dawider spricht. Und bei vielen dieser Gedanken und Gedankengefüge erkenne ich wohl auch, daß die Menschen, die sie gedacht haben, darauf gekommen sind aus tiefen Lebenserfahrungen und Herzensbewegungen, aus dem Wunsche, ihre Ehrfurcht vor Gott und ihre Liebe zu Jesus in Worte zu fassen und sich und andern zu vergegenwärtigen, was sie am Evangelium erlebt hatten. So erkenne ich es bei vielen dieser Gedanken, andere freilich scheinen mir einer unbescheidenen und unzarten Neugierde entsprungen, das Unfaßbare zu ergründen, und manche gar einer häßlichen Sucht, eigensinnig zu streiten. Aber bei aller Anerkennung der geschichtlichen Größe aller dieser Erzählungen und Gedankengebilde — gegen eins empört sich mein Innerstes, nämlich gegen die Zumutung, mit all diesen Lehren und Sätzen

nicht zu verfahren nach der apostolischen Regel „Prüfet alles und nur das Gute behaltet". Dem Reiz, sich über solche Fragen Gedanken zu machen, widersteht wohl kein Mensch ganz, obwohl wir uns darüber klar sein sollen, daß wir damit doch nur ein unfruchtbares Spiel treiben, das uns Gott nicht näher bringt und der Erfüllung unserer Lebensbestimmung nicht dient; gern nehme ich die Gedanken anderer als eine willkommene Anregung; liebevoll will ich den Kern der Wahrheit darin suchen. Aber gerade wer es ernst nimmt mit der Pflicht, zu bekennen, darf sich nie den Mund und die Feder binden lassen durch ein knechtisches Joch und nicht verbieten lassen, frei zu zeugen von besserer Einsicht und tieferer Erkenntnis.

Im Kriege lernt man viel um und viel zu. Das geht uns gewiß allen so. Vor allem bringt der Krieg unserm ganzen Leben eine unsagbare Vereinfachung. Er zeigt uns, wie unwichtig, wie nichtig vieles von dem ist, worum wir in Friedenszeiten streiten und feilschen, — Arabesken, Schnörkel, Zukost, nicht mehr. Das Leben würde arm, wenn wir immer nur das Bitternotwendige trieben, und alle Arbeit, die dem Schmuck und der Befreiung des Lebens, dem Ausbau der Weltanschauung und der Enträtselung aller Geheimnisse gilt, hat ihr gutes Recht. Aber es geht leicht so, daß wir darüber die großen, ewigen Güter und die unbedingten Pflichten vergessen. Der Krieg streift vieles ab. Die einfachen großen Linien des wahren Lebens treten hervor. So ist's auch auf religiösem Gebiete. Daß Religion nicht dies und das ist, nicht in allerlei feinen Gedanken und tiefsinnigem Kultus, nicht in besondern Liebes- und Missionswerken oder einer Extrasittlichkeit besteht, sondern im festen Vertrauen des Herzens auf die Macht über alle Dinge und gehorsamem Dienst der nächsten Pflichten, denn wir wissen nie mehr als die nächste Pflicht, — das Weltziel können wir nur ahnen, nicht vorstellen: das haben uns diese Wochen wieder mit überwältigender Wucht gelehrt. Wie sonderbar muten uns nun alle die theologischen Kämpfe an, die soviel Zeit und Kraft beansprucht, soviel Bitterkeit und Zersplitterung gekostet haben! Wie sonderbar alle diese Kämpfe, die um das Bekenntnis der Kirche geführt wurden! O, ich wünschte, sie versänken auf Nimmer-

wiederkehr. Ich wünschte, auch die evangelische Kirche lernte etwas aus dieser Zeit, nämlich, daß brüderliches Zusammenhalten nicht abhängt von einerlei Verständnis der Lehre und Geschichte. Jetzt wissen wir wieder, was Gott von uns fordert, wenn er uns aufruft, Bekenner zu werden — nicht die Zustimmung zu irgendeiner Lehre, sondern daß wir offen eintreten und mit den Waffen des Wortes kämpfen für die Güter, die er uns geschenkt hat, wie für die Pflicht, die er uns ins Herz schrieb. Wir können es doch nicht leugnen, daß wir damit lange Zeit zu lau und lässig gewesen sind, daß wir den Kampf gegen den materialistischen Zeitgötzen und gegen den Wahn, als ob bloßer Gelderwerb, Steigerung der technischen Kultur, Gewinn an äußerer Macht und ein möglichst großer Anteil an den sinnlichen Freuden das Leben ausfüllen könnten, nicht tapfer und ernst genug geführt haben. Es hat oft den Eindruck gemacht, als ob der deutsche Idealismus am Sterben sei. O, es ist ein wunderbares Erlebnis dieser großen Zeit, daß plötzlich der Glaube an Ideale wieder laut und warm seinen Mund auftut, und daß der Preis dieses Idealismus durch die deutschen Lande geht. Die Zeit hat es offenbar gemacht, was im Grunde des deutschen Gemütes doch immer gelebt hat, trotz alles Spielens mit materialistischen Gedanken und trotz alles Eingehens auf realpolitische Künste. Wir sind eben doch ein Volk der Denker und Dichter, ein Volk des Glaubens; und unsere eigentliche Kraft liegt hier!

Wir sind für diese Bekenntnisse unserer Dichter, Gelehrten, Tagesschriftsteller von ganzem Herzen dankbar. Wir protestantischen Theologen haben uns in den letzten Jahren manchmal etwas verlassen gefühlt und mit Bitterkeit zugesehen, wie die berufenen Führer der geistigen Bewegung in unserm Lande, versunken und vergraben in Einzelwissenschaften, und verschlossenen Auges gegen das Bedürfnis nach Weltanschauung und Charakterbildung, sich der Aufgabe einer bewußten Pflege des Idealismus versagten und sie dem Zufall oder sehr Unberufenen überließen. Aber abnehmen dürfen wir uns die eigne Pflicht nicht lassen. Denn wir haben noch mehr zu bieten als Idealismus. Aller idealistische Glaube kommt unfehlbar einmal auf

einen Punkt, wo er sich entscheiden muß, entweder Dichtung zu werden, d. h. schöner Schein, oder — Religion. Der Glaube an Gerechtigkeit, an Liebe, an Wahrheit ist, da er allem Augenschein widerspricht, nicht möglich ohne Glauben an eine Macht über alle Dinge, die diese Ideale zu Stand und Wesen bringt; der Gedanke der Pflicht bedarf der Verankerung in einem ewigen und unbedingten Willen; auch das Vaterland wird heilig erst als das von Gott uns anvertraute Erbe; und wo gäbe es einen Sinn des Lebens ohne ewiges Leben?

Der Krieg ist unter allen Umständen etwas Schreckliches, für ein siegendes ebenso wie für ein unterliegendes Volk. Er schlägt unsagbar tiefe Wunden und — vergessen wir es nicht — er birgt in sich schwerste sittliche Gefahren. Er ist ein Schicksal. Wir können dies Schicksal nicht bewältigen, äußerlich nicht, aber auch innerlich nicht, ohne die tiefste Kraft der Persönlichkeit aufzubieten. Diese tiefste Kraft ist der Gottesglaube. Ohne den Glauben: Gott will es so! würden wir verloren sein. Darum sind wir gerade jetzt dies Bekenntnis unseres Glaubens an Gott allen Schwachen, Angefochtenen, Betrübten schuldig.

Wir sind es aber auch den Überstarken und Gewaltmenschen in unserm Volke schuldig, damit nicht im Lärm und Getümmel des Krieges das heilige Ziel vergessen werde, das allein alles Kämpfen, Bluten, Leiden zu rechtfertigen vermag. Der Krieg, wie er die edelsten Kräfte des menschlichen Geistes hervorholt, so reizt er auch die niedrigsten und gemeinsten Triebe. Er zeitigt den vornehmsten und höchsten Lebensstil: das Heldentum, aber er kann auch Menschen in Wilde verwandeln. Eine unsagbare Aufgabe hat hier das Bekenntnis der Frommen, hat das mahnende, warnende, innige Wort, das die Gewissen wach und in den Herzen die weicheren Gefühle am Leben erhält. Wir dürfen nicht aufhören zu bekennen, daß das große Gesetz auch im Kriege gilt: Alles, was Ihr wollt, das Euch die Leute tun, das tut Ihr ihnen auch. Wir dürfen die sittlichen Forderungen der Stunde nicht in den Hintergrund drängen lassen, zu brechen und aufzuräumen mit aller Schlaffheit und Engherzigkeit, mit allem Kastendünkel und Klassenhaß, und deshalb nicht schweigen von den Sünden und Flecken der Volksseele. Wie müssen warnen

vor den Gefahren der Weltherrschaft, die manche anstreben, und vor der Versuchung, die gerade dem Sieger droht, und in allem Streit daran erinnern, daß auch auf fremdem Boden viel echte Größe erwachsen ist. Wir müssen zur rechten Zeit vorbauen, daß wir zufrieden seien mit dem Ergebnis des Krieges, auch wenn nicht alle Früchte reifen, die eine allzu weit ausgreifende Hoffnung für die äußere Stellung und das innere Leben unseres Volkes erwartet. Wir wollen uns dem Auslande gegenüber zu unserm Vaterlande bekennen; je mißgünstiger und härter man uns schilt, desto lauter und freudiger; und, so weit unsere Stimme reicht, allem Vorurteil begegnen und aller Anklage Rede stehen, die nicht aus offenbarer Bosheit stammt. Wir wollen uns aber auch unter unsern Volksgenossen zu dem bekennen: „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern!" O dies Bekenntnis hat einen großen Beruf in unsern Tagen; es hat dafür zu kämpfen, daß die gewaltige Bewegung der Leidenschaften der Herrschaft des sittlichen Geistes nicht entgleite.

Und vor allem und zuletzt wollen wir Antwort geben auf die tiefste und eigentlich brennende religiöse Frage dieses Krieges, ob wir auch imstande sind, die kämpfende Liebe zum Vaterlande mit unserm Christentum zu verbinden. Immer wieder bohrt sich der Zweifel an diesem Punkte fest. Selbst eine so klar denkende Frau wie Gertrud Bäumer hat kürzlich gefragt: „Ist es nicht unmöglich, heute Christ im reinen, klaren Sinne des Wortes und Patriot zu sein? Wenn man sich den Zwiespalt nicht verkleistert, ist es sehr schwer." Aber wenn wir dieses beides nicht irgendwie vereinigen könnten, wenn wir uns für die Dauer des Krieges vom Christentum sozusagen beurlauben und etwa auf den Standpunkt alttestamentarischer Frömmigkeit oder Nietzschescher Herrenmoral zurückschrauben müßten, wie sehr würde das die Seele zerreißen! Ja, man soll sich wirklich die Bedeutung dieses Zweifels nicht verkleistern. Ist der Kampf für das Vaterland eine sittliche Pflicht, dann kann, wer uns verwehren wollte, diese Pflicht zu tun, niemals mehr unser Herr heißen. Denn wir würden in die Seelenlage der mittelalterlichen Menschen zurücksinken und auf die innere Einheit unseres

Lebens verzichten, wollten wir zwei unvereinbare Lebensideale zugleich festhalten. Auch die Menschen des Mittelalters haben ihre heimatliche Scholle und ihr Vaterland geliebt. Vielleicht noch nicht so rein und bewußt, wie wir unsern Staat lieben. Aber wenn sich die deutschen Stämme auf dem Lechfelde sammelten, wenn die Häuflein der Bürger auszogen zum Schutz ihrer Mauern, wenn die Schiffe der Hansa sich vor die deutsche Küste legten, da war gewiß Vaterlandsliebe, was sie trieb. Aber es war eine Liebe mit einem Stachel im Herzen und einem Brand im Gewissen. Denn eigentlich erschien diese Hingebung an ein Stück dieser Erde als Sünde und Abkehr von Christi Gesetz. Und an diesem Eigentlich zerbrach ihre Freude und Kraft. Soll es denn nun unser Los sein, gleichfalls so hin und her gerissen zu werden zwischen widerstreitenden Forderungen?

Der Mann, dessen Geburtstag morgen wiederkehrt (Martin Luther), hat diesem Zwiespalt ein Ende gemacht. Er hat es uns gezeigt, daß es nicht zweierlei Gesetze gibt für den Menschen, ein Gesetz des Christentums und ein Gesetz der Natur, sondern nur eins, eben das der natürlich sittlichen Pflicht, das dem Menschen gegeben wird aus seiner Lebenslage und aus seiner Zeit. Die Reformation hat das Natürliche heilig gesprochen. Heilig ist die Ehe, die Liebe zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern, denn Gott hat zweierlei Menschen geschaffen und sie füreinander bestimmt. Heilig ist alle nützliche Arbeit auf dieser Erde, denn Gott hat uns dazu Glieder und Sinne gegeben, Acker und Saatkorn, Eisen und Feuer. Heilig ist die Heimat und das Vaterland, das Volk, dessen Sprache wir reden, dessen Blut in unseren Adern rollt. Wer gab uns die Zunge, die diese Sprache spricht, und den Herzschlag in unsrer Brust? Heilig ist das alles und nichts außerdem. Wer sich von den Pflichten der Ehe, der Arbeit, des Vaterlandes abkehrt, kehrt sich von Gott ab. Es gibt keinen andern Weg zu Gott, als durch Ehe, Arbeit und Vaterland hindurch. So gewiß es ein heilig und göttlich Werk ist, daß jeder sein Gemahl liebe und seine Kinder aufziehe, so gewiß ist es auch ein heiliges göttliches Werk, Haus und Hof zu schirmen gegen feindlichen Überfall und Kindern und Enkeln ihre Wohnstatt, ihre Muttersprache, ihre Freiheit, ihr Vätererbe zu

bewahren. Gibt's keinen andern Weg dazu, als daß wir kriegen, — ei, so wollen wir frisch zugreifen und sprechen: Ich will meines Gottes Willen tun, auch mit Schwert und Spieß, mit Kanone und Mörser, ich will mich dieser schweren Pflicht nicht entziehen, wenn auch mein Herz dabei blutet über all dem Weh und Leid, das ich anrichten muß, und über allem Brennen und Töten und Zerstören. Der mir diese Pflicht gestellt, diese Liebe ins Herz gesenkt hat, der ist mein Gott. Dem muß ich folgen, ob auch alle Pharisäer und Schriftgelehrten der Welt herzutreten und mich einen Buben schelten, der ein abscheuliches Werk treibt.

Das ist protestantische Ethik. Es scheint nötig, diese einfachen, klaren Grundsätze wieder auf den Leuchter zu stellen. Von allen Seiten kommen sie, die Extrachristen, die Generalpächter der Frömmigkeit, die Gott über die Schulter geschaut haben und sich zu Herren über anderer Gewissen und zu Richtern der Welt gesetzt wähnen, und sie schlagen an ihren neutralen Schreibtischen die Hände zusammen: Was macht ihr da wider Gottes Gebot! Ich gestehe, daß ich dies Gerede als einen Geißelschlag empfinde auf die Herzen unserer kämpfenden Brüder und als einen Steinwurf auf ihre frischen Gräber. Wie? In den Dienst der Sünde hätten sie sich gestellt, als sie hinauszogen freudig, auch wo keine Dienstespflicht sie rief? Ist es der Teufel gewesen, der unserm Kaiser die Hand geführt hat, als er den Mobilmachungsbefehl unterschrieb, und der unser ganzes Volk mit Kampf- und Sterbebereitschaft erfüllt hat? Was soll es überhaupt heißen, der Krieg sei wider Gottes Gebot? Krieg und Krieg, Krieg führen und Krieg führen sind zweierlei. Auf die Gesinnung kommt es doch an. Sie macht den Krieg sittlich oder unsittlich, je nachdem.

Und es scheint, als ob dies Gerede anfinge, Eindruck zu machen, als ob viele schon wieder umher gingen mit diesem drückenden Eigentlich im Nacken, — eigentlich dürften wir als Christen nicht Krieg führen. Und statt daß man sich freute an den massenhaften hübschen Feldpostbriefen schlichter Leute, die nicht nur ihrer Schulbildung, sondern auch ihrer Herzensbildung ein so ergreifendes Zeugnis ausstellen, beginnt nun das Sammeln und Suchen nach Zeichen der Verrohung und Entsittlichung

auch bei den Unsern, das Ausmalen von Greueln und Schrecknissen. Weshalb? Um auf die empfindsamen und zartbesaiteten Seelen Eindruck zu machen: Da seht ihr's ja, der Krieg ist wider Gott, eitel Sünde und Unrecht.

Aber wie töricht ist diese Rede. Daß man auch sündhaft Krieg führen kann, daß jede sittliche Aufgabe ihre Gefahren und Versuchungen mit sich bringt, wer bezweifelt denn das? Hört die Ehe deshalb auf, eine göttliche Ordnung zu sein, weil viele Ehemänner ihre Frauen schlagen und ihr väterliches Züchtigungsrecht gegen ihre Kinder mißbrauchen? Über das sittliche, göttliche Recht unseres Krieges wird gar nichts entschieden durch Entgleisungen, Übergriffe und Übeltaten Einzelner. Nein, wir wollen uns dadurch unsere Freudigkeit und unsern Mut nicht zerbrechen lassen. Wir sind Protestanten, wir würden nicht wert sein, so zu heißen, wollten wir nicht die sittliche Selbständigkeit haben, unsere einfache, nächste, natürliche Pflicht als göttliches Gebot zu begreifen und zu erfüllen.

Und eben darin bewähren wir uns als die Jünger Jesu. Hält man uns die Bergpredigt vor, so antworten wir: „Christus ist des Gesetzes Ende." Wir sind die Jünger des Jesus, der den Mut hatte, seinem Gewissen zu folgen gegen alle überlieferten Autoritäten, auch gegen das heilige Gesetz seines Volkes, und sich nicht beirren ließ, wenn man ihn einen Gotteslästerer schalt. Wir brauchen die Liebe zum Vaterlande, die uns in diesem Kriege treibt, — weiß Gott, es ist uns kein Vergnügen, ihn zu führen —, nicht zu verstecken vor dem Angesichte unseres Herrn. Unsere Gefallenen brauchen sich nicht zu schämen vor den Märtyrern der alten Kirche, die in dem Herrn starben. In unserm Bekenntnis zum Vaterlande bekennen wir uns zu Gott. Nicht trotzdem, sondern weil wir Christen sind, führen wir die Waffen. Solches freudige, gewisse Bekenntnis lege Gott selbst auf unsere Lippen, daß es die Welt höre und erbebe! Nicht ein reizsames und empfindsames Herz, nicht zittrig in jedem Sturme soll das Herz derer sein, die Christus erlöst hat zur Freiheit der Gotteskinder, sondern ein starkes Herz. „Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade."

❖

Opfer.

Von Senior Professor D. Bornemann.

„Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes, deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstand'nen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen:
Dir sank der Jugend schönste Zier; —
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gelten diese Lieder dir? —"

Mit diesen Versen bekennt Ludwig Uhland, daß alles, was wir andern im Kriege für das Vaterland leisten und geben, gering ist gegenüber dem Heldentod unserer teuren Gefallenen. Wir setzen unsere Kraft, unsre Zeit, unsre Nerven, unsre Arbeit ein. Wir geben Wehrbeitrag, Steuern, Liebesgaben. Wir bringen unsre Worte, unsre Lieder, unsre Gebete dar. Wir übernehmen allerlei Anstrengungen und Mühen. Wir verzichten auf allerlei Einkommen und Gewinn, auf manche Vorteile und Annehmlichkeiten, auf die Behaglichkeit unsers Daseins oder auf die Sicherheit unsers Berufs. Aber jene geben sich selbst dahin, ihr eignes Sein, ihr ganzes Leben, und zwar in der Blüte der Jahre, in der Höhe der Kraft, in der hoffnungsvollsten Zeit des Wirkens. Und die trauernden Hinterbliebenen verlieren ihr Bestes und Liebstes, oft ihre einzige Stütze, oft mehrere treue Herzen zugleich. Fürwahr, das sind „Opfer, heilig große".

„Heilig große Opfer" — das ist die Sprache der Frömmigkeit, die von alten Zeiten her „Heiligkeit" und „Opfer" als ihr Höchstes betrachtet hat. Merkwürdig, daß der Krieg, der auf der einen Seite so gottwidrig ist und das Niedrigste in der Menschheit, Grausamkeit, Roheit, Verrat, Lüge und Gemeinheit auf-

wühlt, zu gleicher Zeit nicht bloß andre edle Kräfte, sondern auch die Frömmigkeit entbinden und entfachen kann! Er lehrt uns Opfer bringen und damit die Frömmigkeit und das Evangelium neu verstehn. Und andrerseits ist das Evangelium durch den Krieg nicht etwa ohnmächtig und überflüssig geworden. Es lehrt uns vielmehr den Krieg recht verstehn und recht führen und in dem gottwidrigen Geschick des Krieges den wahren Gott suchen und finden.

Vor unsrer Seele steht das Bild aller unserer gefallenen Helden, — die stillen, blassen Toten, die verstümmelten und zerfetzten Gestalten, die Leichenhügel, die Massengräber, die Einsamen und Vergessenen, die unbekannt in fremder Erde schlummern: — „heilig große Opfer!" Wem sind sie geopfert?

Dem blinden Verhängnis, dem ehernen Geschick, dem blöden Zufall, der sinnlosen Willkür, der unerbittlichen Notwendigkeit? — O traurige, völlig versagende Weltanschauung, wenn das die einzige und ganze Antwort ist! Wenn wirklich die Natur mit ihren mechanischen und chemischen Kräften und Gesetzen, mit ihrer Ordnung von Ursache und Wirkung alles ist, wenn es keinen Geist und keinen Gott gibt, keinen höheren Zweck des Lebens als die Fortpflanzung unsrer Gattung, und keinen höheren Sinn des Daseins als die Entwicklung in unbestimmter Richtung, dann sind wir die unglücklichsten unter allen Geschöpfen. Wir erkennen den ganzen Mechanismus der Natur und sind selbst samt denen, die wir liebhaben, ihm rettungslos preisgegeben. Wertlos, sinnlos, zwecklos, hoffnungslos ist dann unser Leben und Sterben. Wir tappen im Dunkeln und suchen und fragen; aber selbst der Trost, einen „unbekannten Gott" zu verehren, wird uns verboten und verwehrt.

Oder ist das Leben unsrer gefallenen Helden unsern Feinden als Opfer dargebracht oder dem Moloch des Militarismus oder den bösen Geistern, die diesen Weltkrieg entfesselt haben, der Gewinnsucht, der Rachsucht, der Ruhmsucht, der Herrschsucht, der Heimtücke unsrer Gegner? — Wenn wir uns nur an die Außenseite, an den Schein halten und an das, was wir unmittelbar erleben und erfahren, so sind es wirklich diese Mächte, die uns solche Opfer abgezwungen haben. Aber jede Faser un-

fers Daseins lehnt sich gegen den Gedanken auf, daß die Opfer diesen Mächten wirklich dargebracht sind. Nein, nicht den bösen Geistern des Unrechts, sondern den guten Geistern der Pflicht und der sittlichen Weltordnung, der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Treue, nicht dem Militarismus, sondern dem Leben, Gedeihen und Frieden unsres eignen Volkstums, nicht den Feinden und Gegnern, sondern unserm geliebten, deutschen Vaterlande, unserm Kaiser und unserm Reiche gehören diese heiligen Opfer, ihnen sind sie mit der inneren Notwendigkeit wahrer Freiheit geweiht.

In alten Zeiten, im Volke Israel wie in allen heidnischen Staaten, waren Frömmigkeit und Vaterlandsliebe auf das innigste verbunden. Der Patriotismus war religiös, die Religion patriotisch. Jeder Untertan mußte die Staatsreligion ausüben, und jeder Fromme dem Vaterlande und seinen Gesetzen dienen. Wer die Volksgötter nicht anerkannte, galt als Hochverräter, und wer das Vaterland nicht liebte, als unfromm. Allein auch für uns, die wir längst gewohnt sind, für eine Weltreligion, für den Geist der allgemeinen Menschlichkeit, für ein allumfassendes Gottesreich einzutreten, sind Vaterlandsliebe und Frömmigkeit wohl unterschieden, aber nicht völlig getrennt. Mit frommem Abhängigkeitsgefühl sind wir dem Volk und Land verbunden, dem wir als Glieder angehören:

„Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin, und was ich habe,
Dank ich dir, mein Vaterland.

Nicht mit Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit, —
Mit der Tat will ich's erwidern
Dir in Kampf, in Not und Streit!"

Und die christliche Frömmigkeit lehrt uns wie Vater und Mutter, so auch Volk und Vaterland lieben und ehren; sie will selbst in echt volkstümlichem, deutschem Sinne von uns geübt sein.

So steht uns das Vaterland als göttliche Gabe und Ordnung da. Über ihm wacht und waltet der wahrhaftige Gott selbst, der ewige Geist des Guten, der heilige Wille, der die ganze Welt

regiert und die Geschicke aller Völker lenkt, der aber uns insonderheit in der Geschichte und dem Geiste unsers eignen Volkes nahe gekommen ist und offenbar wird. Wenn wir in seinem Sinne unserm Volke und Vaterland dienen, so dienen wir ihm. Wenn wir in gerechtem Kampfe eintreten für das irdische Vaterland, so kämpfen wir auch für das ewige Reich Gottes. Und ein Leben, das in Pflicht und Hingebung für das irdische Vaterland geopfert wird, ist ein heiliges Opfer, Gott selbst dargebracht; und der Gott, der über den Zeiten steht, nimmt in Gnaden solch ein Opfer an zum ewigen Leben. Oder ist das ein Mißbrauch des Wortes „Opfer"? Will Gott solche Opfer nicht? Welche Opfer gefallen Gott wohl? —

Im Altertum, bei Juden und Heiden, war man der Meinung, daß das alltägliche Leben des Menschen mit seinen Tätigkeiten und Pflichten unheilig, weltlich, „profan" sei. Der Gottheit müsse man dienen mit besonderen Leistungen und Übungen, mit besonderen Gaben und Verzichten. Was man ihr aber darbringe, das müsse wertvoll und rein sein. Darum brachte man die Fülle edler Gaben dar, durch die die Tempel fast zu Marktplätzen und Handelsstätten wurden: Geld und Gut, Gold und Perlen, Wert- und Kunstsachen, Weihrauch und Myrrhen, Schmuck und Gebrauchsgegenstände, Kuchen und Getränke, vor allem aber die Erstlinge der Ernte, die Früchte des Feldes, Öl und Wein und Getreide.

Dazu kam das blutige Opfer, das Tieropfer. In den berühmten Tempeln des Altertums, auch in Jerusalem, wurden täglich Hunderte von Tieren, von der zarten Turteltaube bis zum gewaltigen Stier, geopfert, d. h. getötet und entweder ganz oder teilweise verbrannt oder zerlegt und verteilt und im Opfermahl genossen. Das Fleisch, das auf den Märkten des Altertums zum Verkauf kam, stammte meist aus den Tempeln und war Opferfleisch. Und die Tempel selbst glichen weniger unsern Kirchen, als unsern Schlachthäusern. Bei diesen blutigen Opfern aber kam es nicht darauf an, daß das Tier anstatt des Menschen getötet und gleichsam stellvertretend bestraft werden sollte. Bei dem großen Versöhnungsopfer Israels wurde der eine Bock, auf den die Sünden des Volkes gelegt waren, der sogenannte „Sün-

denbock", gar nicht geopfert, sondern den bösen Geistern in der Wüste preisgegeben. Sondern das war die Hauptsache bei dem Tieropfer, daß das quellende Leben des Tieres der Gottheit dargebracht wurde. In dem Blute, mit dessen Ausfließen dem Körper das Leben geheimnisvoll entweicht, schien der alten, kindlich-volkstümlichen Anschauung die Seele oder das Leben zu wohnen: „Das Blut ist die Seele" sagt das Alte Testament ganz kurz. Das Geheimnis des Lebens aber gebührt Gott allein. Deshalb war in alter Zeit das Schlachten eine heilige Handlung, das besondere Vorschriften erforderte. Deshalb war das Genießen von Blut und Blutwurst und von solchen Tieren, die den Erstickungstod gestorben waren, dem Volke Israel verboten. Deshalb wurde das Blut an und um den Altar und auf den Deckel der Bundeslade gesprengt, d. h. an die Stätten, wo man den unsichtbaren Gott ganz besonders gegenwärtig dachte. Und deshalb war es das heilige Vorrecht der Priester, in dem blutigen Opfer das Geheimnis des Lebens Gott darzubringen.

Dadurch, daß der Darbringende vor der Opferhandlung feierlich seine Hand auf das Opfertier legte, bezeichnete er es als seine Gabe, als ein Geschenk, das ihn selbst mit der Gottheit verbinden und vor der Gottheit vertreten solle. Aber fast in allen alten Religionen findet sich nun der Gedanke, daß nicht das lebendige Tier, sondern der lebendige Mensch die wertvollste Opfergabe sei, und damit die Sitte oder doch das vereinzelte Vorkommen der Menschenopfer. Man opferte Sklaven und Kriegsgefangene, zuweilen aber auch, z. B. im Molochsdienst, die eigenen Kinder. Man braucht nicht anzunehmen, daß die Eltern ihre Kinder nicht lieb gehabt hätten; sondern gerade, weil sie sie mehr als alles andere lieb hatten, meinten sie, sie Gott darbringen zu müssen. Die Geschichte von Isaaks Opferung zeigt, daß auch dem Volke Israel solche Gedanken ursprünglich nicht fern gelegen haben; aber sie zeigt zugleich, wie sie überwunden wurden durch die Erkenntnis, daß Gott nicht das Leben, sondern den Gehorsam des Menschen fordre und mit dem Tieropfer zufrieden sei, wenn der Mensch nur gehorche. Aber schon einzelne der großen Propheten und Psalmisten Israels sind zu dem Standpunkt vorgedrungen, daß Gott, dem doch alles gehöre,

und der selbst nichts bedürfe, überhaupt nicht Opfer fordere, sondern Sittlichkeit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Barmherzigkeit. Das Christentum aber hat sich losgelöst von jedem besonderen Opferkultus. Es hat die Gebete, die Almosen, die Gaben beim heiligen Abendmahl, den rechten Wandel als geistige Opfer bezeichnet, und erst die katholische Kirche hat mit dem Priestertum das gottesdienstliche Opfer erneuert, — das unblutige Opfer in der Meßhandlung.

Der Krieg lehrt uns rechte Opfer bringen. Es wird uns bei Homer erzählt, daß die Griechen bei dem Auszug gegen Troja, um die erzürnte Göttin zu versöhnen, Iphigenie, die Tochter des Oberfeldherrn, der Artemis hätten zum Opfer bringen müssen. Es klingt — ganz ähnlich wie bei Isaaks Opferung — wie eine Überwindung des Gedankens eines kultischen Menschenopfers, wenn erzählt wird, daß Artemis selbst die Iphigenie in die Ferne entrückt habe. Kultische Menschenopfer fordert der Krieg nicht. Ach, er fordert an sich schon viel zu viele Opfer von Menschen!

Nicht auf dem Altar, sondern in der Wirklichkeit des Lebens werden die rechten Opfer gebracht: Opfer, die nicht von uns selbst ausgedacht und ausgewählt, sondern die von Pflicht und Gewissen gefordert werden; nicht was wir bestimmen, sondern was das Höchste — die Wahrheit, das Gute, die Liebe, das Vaterland — verlangt; nicht etwas Fremdes, sondern unser Eigenstes, unsre Lieben und wir selbst. Wenn wir in vermeintlicher Frömmigkeit hingeben, was Gott gar nicht fordert — wovon so manche Geschichten von der heiligen Elisabeth und andern mittelalterlichen Frommen erzählen —, so ist das kein rechtes, Gott wohlgefälliges Opfer. Aber ein heiliges Opfer ist es, willig hinzugeben, was Gott selbst uns nimmt, und was er um der Pflicht und des Gewissens willen fordert. Als Theodor Körner, zweiundzwanzigjährig, von heißer Vaterlandsliebe durchglüht, die kaum errungene ehrenvolle und aussichtsreiche Lebensstellung fahren ließ und von seiner Braut und seinen nächsten Lieben schied, um der Fahne, dem Schlachtfeld, dem Heldentod entgegenzueilen, brachte er ein heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer; und wie viele tausend andre damals und in unsern Tagen haben

willig ein gleiches oder ähnliches Opfer gebracht! Jede Handlung rechter Liebe ist eine heilige Handlung; und „niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde“ (Joh. 15, 13). Je reiner und reicher, je hingebender und pflichtgetreuer das Herz und Leben ist, das dargebracht wird, um so wertvoller und heiliger ist das Opfer.

Das rechte Opfer ist also die Hingabe des ganzen Lebens. Sollen wir diese Hingabe nur im Tode bewähren und nicht vielmehr auch, solange wir das Leben haben? Dann wird der Tod im höchsten Sinne wertvoll sein, wenn schon das Leben dem Guten ganz gehörte. Dann wird der Krieg heilige Opfer mit sich bringen, wenn schon im Frieden unser Dasein Gott geweiht war. Aber auch wenn wir nicht den Heldentod sterben, können wir dennoch unser Leben Gott und dem Vaterlande zum Opfer weihen. Das ist ja im Christentum eigentlich unsere Lebensaufgabe, — wie Paulus schreibt: „Daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst“ (Röm. 12, 1). Unser ganzes Leben in Reinheit und Zucht, in Liebe und Treue dem Guten zu weihn als ein heiliges Opfer, ist das nicht auch der Sinn der Taufhandlung und eine wesentliche Bedeutung der Abendmahlsfeier, auch das eigentliche Gelübde bei der Konfirmation?

„Hier leg' ich Herz und Glieder
Vor Dir zum Opfer nieder
Und widme meine Kräfte
Für Dich und Dein Geschäfte;
Du willst ja, daß ich Dein nur sei,
Mein Schöpfer, steh' mir bei!“

Wer in der Wirklichkeit seines Lebens seine Gaben und Kräfte dem Guten weiht und, so gut er kann, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe und Barmherzigkeit dient, der opfert Gott recht. Der verzichtet auf den Genuß um der Pflicht willen. Er entsagt den persönlichen Liebhabereien, um andern zu dienen. Er beherrscht seine Triebe, um Gott zu gehören. Er opfert seine Vorurteile, seinen Eigensinn, seinen Hochmut, seinen Zorn, seine Bequemlichkeit. Er hascht nicht nach Effekten, nach Beifall, nach

Ruhm; er unterdrückt, um andre zu schonen, auch einen treffenden, durchschlagenden Witz. Er gibt dahin, was ihm versuchlich oder bedenklich ist. Er übernimmt willig Schwierigkeiten und undankbare Aufgaben. Er gibt und er vergibt. Er opfert um des Gewissens willen auch die Fortschritte einer glänzenden Lebenslaufbahn auf. Er nimmt demütig die Enttäuschungen und Mißerfolge hin. Er trägt still die Lasten und Leiden, die das Leben ihm bringt. Er gibt Gott seine Lieben hin, wenn der Tod sie abruft. Er verleugnet sich selbst und beherrscht sich selbst. Er hält sich in den Grenzen seiner Pflicht. Er tritt ein für die Schwachen und Unterdrückten. Das sind Gott wohlgefällige Opfer. Wie viele solche Opfer im kleinen und großen schließt jede echte Mutterliebe ein in schlaflosen Nächten, in stellvertretenden Leiden und Entbehrungen, in fürsorgendem Dienen! Und ein jeder Beruf, tief erfaßt und recht geübt, fordert solche Opfer und bringt sie mit sich.

Aber mehr als die Opfergabe bedeutet der Opfersinn. Nicht was wir opfern, sondern wie wir opfern, entscheidet. Auch hierin ist der Krieg ein großer Lehrmeister. Er zerreißt allen bloßen Schein und entlarvt alle gleißenden Worte und zerstört alle leeren Theorien. Daß man nur in Empfindung und Wort für Heldentod und Opfer schwärmt und sich begeistert, läßt er als unfruchtbar und ungenügend erscheinen. Auf Tat und Wirklichkeit kommt es an. Ein kleines Opfer, in Wirklichkeit gebracht, ist wertvoller als die höchste Begeisterung für Opfersinn, die ohne Frucht bleibt.

Freilich, auch das ist noch kein rechtes Opfern, wenn man zwecklos das Wertvolle preisgibt. Wer sein Leben wegwirft oder es vermessen aufs Spiel setzt, wer nicht aus Pflicht und Gehorsam wagt, sondern in verwegener Willkür Gott versucht, wer in törichter Selbstquälerei seine Kräfte und Gaben zermürbt, statt sie im Dienst des Guten zu gebrauchen, der hat keine Ahnung von dem, was wirklicher Opfermut heißt. Denn nicht alles, was uns hart und unangenehm scheint, ist deshalb schon Gott angenehm und wohlgefällig. Ohne Überlegung und innere Sammlung soll man Gott nicht opfernd nahen.

Andrerseits schließt wirklicher Opfersinn jede Berechnung aus.

Wenn man meint, auf Gott durch das Opfer einzuwirken, ihn wie durch einen Zauber dadurch bestimmen zu können, so ist das heidnischer Aberglaube, der denn auch nicht davor zurückschreckt, die Gottheit zu züchtigen und zu betrügen. So setzt der Chinese seinen Regengott, wenn er ihm nicht die Opfer mit Regen vergolten hat, in die pralle Sonnenhitze, oder er bringt seiner Gottheit statt des Silberbarrens ein Stück Holz in Staniolpapier. Wirkliches, echtes Opfern macht jedes Feilschen und Handeln, jedes Berechnen und Berücksichtigen des Erfolges unmöglich. Da opfert man nicht unter Bedingungen, sondern vorbehaltlos, rückhaltlos, unbefangen. Man läßt sich durch verkehrte Rücksichten weder antreiben zum Opfer noch abhalten vom Opfer. Der Krieg schließt von selbst jede Bedingung und Berechnung unserer Opfer aus. Ohne Zwang, frei und willig, gibt man sich selbst oder seine Gabe hin. Es ist eine Selbsthingabe oder eine Hingabe des wertvollen Eigentums in Dankbarkeit und freier, geistiger Gemeinschaft. Man muß liebhaben, um opfern zu können, — liebhaben das, was man opfert, liebhaben den, dem man opfert, und liebhaben den, für den man opfert. Das Opfer ist ein Zeichen frommer Liebe.

Aber deshalb ist auch das rechte Opfer keusch, von jeder Ruhmsucht und Eitelkeit fern. Das meint Jesus, wenn er in der Bergpredigt mahnt, im Kämmerlein zu beten, im Verborgenen Almosen zu geben, so daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte tut, und so zu fasten, daß man dem Fastenden seine Entsagung nicht anmerkt. Mit stiller Selbstverständlichkeit, vor den Augen des unsichtbaren Gottes, vollzieht sich die echte Hingebung. Nicht auf der Bühne und nicht an den glanzvollen Stätten prangender Heiligtümer, sondern im gewöhnlichen Leben, in der Stille und Verborgenheit werden die wahren Opfer gebracht. Wie helfen sich jetzt die kleinen Leute! Wie opfern die Armen! Wie gibt unser Volk seine Habe und seine Angehörigen, wie geben unsre Jünglinge und Männer ihr Blut und Leben hin! Und das ist das Große und Echte an diesen Opfern, daß man so gar kein Aufhebens davon macht, — es ist Pflicht, es ist selbstverständlich. Das Vaterland fordert, — man gibt, man opfert.

Das allerdings wollen wir uns nicht verhehlen, daß das)pfer selbst dadurch nicht des Schmerzlichen und Schweren ent= eidet wird. Es ist etwas andres, sich bereitwillig zum Opfern nzustellen, und etwas andres, das Opfer in Wirklichkeit zu ringen. Die Begeisterung kann echt und groß sein, aber das inopfern fordert doch Überwindung. Auch der Tapferste wird or der Schlacht, wenn es nun Ernst wird, Herzklopfen haben nd, wenn der Tod naht, erschüttert sein können. Und wer einen :liebten Angehörigen wirklich nach Gottes Willen hergeben uß als Opfer, dessen Herz wird zuerst niedergeschmettert und rmalmt sein vom Weh, und er wird täglich mit sich selbst rin= n müssen, den geliebten Toten wirklich hinzugeben in Gottes and. Das will langsam und schmerzlich gelernt sein. Es wird n so leichter erlernt werden, je mehr man in Pflichttreue geübt id an Selbstverleugnung gewöhnt ist. Es ist für viele jetzt ie Lebensaufgabe geworden, sich einzuleben in Hiobs Wort:)er Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, des Herrn ame sei gelobt!" (Hiob 1, 21.)

Das Opferbringen ist aber für rechte lebendige Frömmigkeit ne Strafe, sondern eine Gnade und Ehre, und kein Zeichen, ß man von Gott verlassen, sondern vielmehr, daß man von)tt heimgesucht ist. Es ist auch kein Privilegium für einen be= mmten Stand, sondern *Pflicht und Aufgabe für alle*.)lange man der Gottheit mit kultischen Opfern nahte, war es greiflich, daß das Opfern das Vorrecht eines besonderen prie= :lichen Standes war, dem man durch besondere Weihen oder rch besondere Leistungen oder — wie die Leviten im Alten stamente — durch besondere Abstammung angehörte. Seitdem r aber wissen, worin das wahre Opfer besteht, versteht es sich ı selbst, daß wir nicht andre für uns opfern lassen oder auf)rer Kosten opfern, sondern daß wir alle selbst priesterlich ern, ein jeder seine Gaben und Kräfte und sein Leben. Ganz onders im Kriege. „Wir alle wollen Hüter sein", das heißt: : alle sind bereit, Gut und Leben hinzuopfern für das ge=)te Vaterland!

Wie ist dieser allgemeine Opfersinn so wunderbar herange= t in unserm Volke! In den Kabinettskriegen, die in früheren

Zeiten geführt wurden, war er unmöglich. Da wurden die Völke
von den Fürsten hingeopfert, aber sie opferten sich nicht selbst
Die Söldner Englands, die ihr Leben verkaufen, und die stumpf
fen Massen Rußlands, die willenlos und verständnislos in di
Schlacht hineingetrieben werden, können diesen Opfersinn auc
nicht haben. Aber die allgemeine Wehrpflicht, im Sinne de
Vaterlandsliebe und für den Bestand des eigenen Volkstum
durchgeführt, verbunden mit der allgemeinen Schulpflicht, ha
seit den Freiheitskriegen unser Volk mit solchem Opfersinn durch
drungen. Vor vierundvierzig Jahren hat er den Sieg und di
Einigkeit des Deutschen Reiches und die deutsche Kaiserkrone ge
bracht; jetzt soll er uns den Bestand des Deutschen Reiches, de
dauernden Frieden unseres Vaterlandes, die innere Einigke
unseres Volkes erwerben. Gott sei Dank, alle bringen heu
heilige Opfer dar; sie sollen und wollen es: das Volk und di
Fürsten, die Offiziere und die einfachen Soldaten, die Krieg
und die Daheimgebliebenen; Männer und Frauen, Alt un
Jung, Besitzende und Arme, Gesunde und Verwundete, Lebend
und Sterbende. Ein einziges, großes, heiliges Wehen geht dur
alle und soll nicht nachlassen. Wer opfert, der heiligt sich.

So offenbart uns der Krieg den Wert und Sege
des Opfers. Das wirkliche Opfer ist durchaus nicht ästh
tisch schön. Zwar, wenn man Böcklins „heiligen Hain" betrachte
so wird man nicht nur von dem Geheimnisvollen, sondern au
von dem Anmutigen und Stimmungsvollen, von der Reinhe
und Schönheit berührt. Aber dieser Eindruck entspricht durcha
nicht den Tatsachen. Das blutige Opfer, nicht bloß das Me
schenopfer, sondern auch das Tieropfer, ist für unser modern
Gefühl etwas Grauenhaftes und Ekelhaftes. Ein Schlachtha
— und ein solches war jeder Tempel des Altertums, auch der
Jerusalem — sucht man nicht zur Erbauung auf, man betrach
es auch nicht als die Stätte höchster Frömmigkeit und größ
Gnadengegenwart Gottes. Das Volk Israel, seit der Zerstöru
Jerusalems im Jahre 70 nach Christus des wirklichen Opf
kultus entwöhnt, würde vermutlich in die größte Verlegenh
und innere Schwierigkeit kommen, wenn sich ihm heutzutage
Möglichkeit und Pflicht öffnete, in einem Tempel zu Jerusal

den ganzen Kultus samt den blutigen Opfern wieder aufzunehmen.

Aber nicht bloß das kultische Opfer, sondern auch das wirkliche Opfer des Lebens findet nicht in der Ästhetik seine Weihe. Es führt uns zu abgehärmten und abgezehrten Angesichtern, zu gebeugten und matten Gestalten, zu Wunden und Narben, in enge, unscheinbare Räume, in schmerzdurchwogte, schlaflose Stunden, zu Mühseligen und Beladenen, zu Krankenlagern und Gräbern, in Lazarette und in die entsetzlichen Schrecken des Schlachtfeldes. Da hört die Ästhetik auf.

Aber sittlich schön ist das Opfer. Das ist das Große und Wahre an dem mittelalterlichen Mönchtum und Klosterwesen, an Gestalten wie Franz von Assisi und Bernhard von Clairveaux, daß der Opfersinn und die freie großzügige Entsagung die Menschen reinigt, stärkt und erhebt, auch wenn wir die dargebrachten Opfer und die übernommenen Leistungen jener Entsagung nicht billigen können. Auch in jeder rechten Tragödie wirkt das Opfer des Helden Furcht und Hoffnung, innerste Erschütterung und Erhebung. Wieviel mehr wird solche sittliche Kraft und Schönheit wirken, wo es sich nicht um ein Schauspiel, sondern um die Wirklichkeit des Lebens, und nicht um selbsterdachte, sondern um gottgeforderte Opfer handelt. Wir stellen neben jene katholischen Heiligen unsern Luther, der sich selbst und sein ganzes Dasein einsetzte um des Gewissens und des Evangeliums willen, unsern Bodelschwingh, den Meister des Opferns in dem Sinn und den Werken der Barmherzigkeit, unsre großen Toten der Vaterlandsliebe, einen Scharnhorst, einen Theodor Körner und tausend andre, Bekannte und Unbekannte. Wir stellen daneben die stillen Helden und Märtyrer der Pflicht, der Arbeit, des Berufs, die auch nach Tausenden zählen. Da ist wahre sittliche Größe, Schönheit und Kraft.

Denn jedes wirkliche Opfer ist Prüfung und Probe unserer Gesinnung. Es erprobt unsere Unterordnung unter Pflichten und Ideale, unsere Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft der Familie, des Berufs, des Volkes, der Frömmigkeit. Es prüft die Reinheit und die Stärke unsrer Hingebung, die innere Sammlung und Spannkraft unsers Glaubens, Liebens und Hoffens.

Opfern ist schwer und soll schwer sein. Der reiche Jüngling empfindet es schmerzlicher als derjenige, der an Entbehren und Entsagen gewöhnt ist. Aber wer den entscheidenden Schritt wagt, wer die Hingebung vollzieht und das geforderte Opfer bringt, der wird nicht ärmer, sondern reicher, nicht schwächer, sondern stärker. Der beweist die Wahrheit seiner Frömmigkeit, seines dem Guten geweihten Sinnes und erfährt sie innerlich. Im Opfern empfindet er seine Verbindung mit Gott und einen Zuwachs an wahrer geistiger Kraft, Reinheit und Gewißheit. Durch das Opfern löst er sich von dem Äußeren und Sinnenfälligen und verbindet sich mit dem Geistigen und Ewigen. Indem er demütig und gehorsam Gott wiedergibt, was Gott ihm gab, bewährt er, daß Opfersinn Kindessinn ist. Er gibt es nicht dem Nichts und der Vernichtung hin, sondern Gott und der Ewigkeit. Das ist es, was Jesus meint: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen, und die Diebe nachgraben und stehlen; sammelt euch aber Schätze im Himmel, denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz" (Matth. 6, 19—21). Wenn wir unser Wertvollstes Gott als Opfer bringen und in ihm geborgen wissen, dann gehört Gott unser Herz und unser ganzes Dasein.

Das rechte Opfer hat eine reinigende Kraft. Wenn in Hauffs Lichtenstein der Pfeifer von Hardt, der zuerst gegen seinen Landesherrn in wilder Empörung gefrevelt hat, nachher für ihn den Heldentod stirbt, so wirkt solch ein Opfer als eine heilige Sühne. Auch stellvertretend wirkt das wahre Opfer. Freilich nicht das kultische Opfer. Wenn im alten heidnischen und jüdischen Kultus das Leben des Tieres an die Stelle des Menschenlebens trat in Dankopfer, Sündopfer und Schuldopfer, so war das nichts mehr als eine sinnbildliche Handlung. Und wenn ein Richter, statt die Schuldigen zu bestrafen, einen völlig Unschuldigen sich zum Opfer auserwählte und ihn töten ließe, so wäre das eine sinnlose, törichte und gottwidrige Handlung und alles andere eher als ein Opfer. Wenn aber in der Wirklichkeit des Lebens ein Mensch aus Liebe zu den Mitmenschen und aus Gehorsam gegen Gott in Leiden und Handeln allerlei Opfer bringt, wenn unsre tapfern Krieger Wunden und Tod hinnehmen um des Volkes und

Vaterlandes willen, so verstehen wir es vollkommen, daß solche Opfer stellvertretend sind: sie leiden und sterben für das ganze Volk, für alle, für uns. Die bloße rechtliche Theorie und der reflektierende Verstand wird solch ein stellvertretendes Opfer nie begreifen; aber die Liebe begreift es, — die Liebe, die sich frei für andre hingibt, und die Liebe, die solche Hingebung versteht und mit heißer Dankbarkeit und Treue hinnimmt und erwidert.

Solche Opfer sind im Zusammenhang des Lebens und der Geschichte immer notwendig gewesen und immer auch gebracht worden. Kein Fortschritt in irgendeiner Hinsicht ist denkbar ohne Opfer, und im Geistesleben der Völker und Religionen ist der Opfersinn das lebendige Saatkorn und die heiligste und wirksamste Kraft. Nichts Großes geschieht ohne Opfer, und in allem Großen ist das Opfer das Heiligste und Größte. Es ist die höchste Tat, die Vollendung der Persönlichkeit, die göttliche Weihe. Es hat, wie die Geschichte der Helden und Märtyrer immer aufs neue beweist, eine unberechenbare, ansteckende, ausbreitende, überwindende Kraft. Es eint diejenigen, die gemeinsam wahre Opfer bringen, im Guten, im Geist, in der Liebe, in Gott. Wie Jesus es ausspricht: „Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden“ (Matth. 10, 39) und „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbt, so bringet's viele Früchte“ (Joh. 12, 24).

Blicken wir zurück, so empfinden wir, wie gewaltig und ernst die Kriegszeit uns in das Wesen der echten Frömmigkeit einführt. Der Krieg macht den verkehrten Glauben hinfällig, der sich mit dem Fürwahrhalten von Lehren über Gott und göttliche Dinge begnügt; er nötigt uns zum rechten Glauben, nämlich zu dem kindlichen, herzlichen Vertrauen auf Gott, zur rückhaltlosen Hingebung an das Gute, zur Zuversicht auf die Sache der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Liebe. Der Krieg macht die erdachte Buße zu nichte, nämlich die äußerliche Weltflucht der Stimmungsfrömmigkeit und die unfruchtbare Erschütterung weltseliger Gesinnung; er fordert wahre Buße, d. h. wahre Sinnesänderung, eine Umwandlung unsers Wesens zur Tat und Wahrheit. Der Krieg zeigt die Unzulänglichkeit alles Bekenntnisses, das nur in Worten und Lehren besteht; er mutet

uns das Bekenntnis zu, das kühn und frei das Leben einsetzt für die erkannte Pflicht. Der Krieg ruft endlich uns alle zum Opfer, nicht zu irgendwelcher kultischen Zeremonie oder zu einem äußerlichen, berechnenden Verzicht, sondern zum Darbringen unsers wertvollen Eigentums, unserer Lieben und unsers Lebens für die höchsten Güter des Volkes und der Menschheit. So muß sich rechte Frömmigkeit, wie im Leben überhaupt, so besonders im Kriege bewähren als die einheitliche, heilige Kraft des Vertrauens und der Tat, der lebensvollen Freiheit und der opferwilligen Hingebung. Das lernen wir bei dem, der uns Christen unser Meister ist, Jesus.

Wie steht Jesus zum Krieg? Gewiß, er ist gekommen als der Friedensfürst, um das ewige Reich des Friedens zu bauen. Er verurteilt jeden gewalttätigen Eroberungskrieg und sieht in dem Kriege die Folge menschlicher Sünde und Verkehrtheit. Aber er hat nicht nur blutige Kriege vorausgesagt, ehe das Reich Gottes kommen werde, sondern er hat selbst vorausgesehn, daß gerade auch sein Evangelium, Gerechtigkeit und Wahrheit Widerstand finden und Feindschaft entfesseln würden: „Ich bin nicht gekommen, Friede zu bringen, sondern das Schwert" (Matth. 10, 34). Er lehrt die Seinen, daß sie lieber Unrecht leiden als Unrecht tun sollen mit dem überraschenden Worte: „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar" (Matth. 5, 39). In der Tat hat er, als er vor Gericht stand, den Backenstreich des Schergen hingenommen, aber er hat sich doch dagegen verwahrt: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?" (Joh. 18, 23.) Mit dem Worte von dem Backenstreich hat er also weder ein neues Gesetz für das öffentliche Recht, noch eine allgemeingültige, buchstäbliche Vorschrift geben, sondern seinen Jüngern im freien Verkehr mit andern Menschen die Rachsucht und willkürliche, eigenmächtige Vergeltung verbieten wollen.

Jesus hat auch dem Petrus, als dieser den Häschern der Obrigkeit mit dem Schwerte entgegentreten wollte, zugerufen: „Stecke das Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen" (Matth. 26, 52).

Aber sollte es wirklich dem Sinne Jesu entsprechen, daß wir, wenn ein Räuber und gewalttätiger Einbrecher über uns kommt, uns nicht wehren und die Unsern nicht schützen, sondern uns und unsre Lieben willenlos hinmorden lassen? Und wann hätte Jesus je auch nur mit einem Worte das Recht der Obrigkeit, das Schwert im Gerichte und im Kriege zu führen, bestritten? Sollte es wirklich gegen Jesu Willen sein, wenn ein friedliches, tätiges Volk, um sein Dasein, seine Ehre und seine heiligsten Güter zu schützen, von der Obrigkeit gerufen, für seine gerechte Sache freudig in den Krieg zieht? —

Wohl ist solch ein Krieg ein schweres Kreuz, aber er muß doch ertragen und durchgeführt werden; und er ist jedenfalls reiner und göttlicher als ein scheinbarer, fauler, vergifteter Frieden, der auf Lug und Trug, Heimtücke und Heuchelei beruht und Feindschaft und Verrat in sich birgt. Der innere Friede, der Friede des Herzens ist die Grundlage des Reiches Jesu und allein entscheidend; diesen Frieden aber kann man haben mitten im Kriege, und man kann völlig von ihm verlassen sein, auch wenn alle Waffen ruhn.

Und wie steht Jesus zum Patriotismus? — Man hat oft bemängelt, daß in Jesu Lehre die Vaterlandsliebe fehle, und daß sie auch in seinem Wirken und Auftreten zu kurz komme. Nun muß ohne weiteres zugegeben werden, daß für Jesus das irdische Vaterland und die natürliche Volksgemeinschaft nicht das Höchste und Letzte ist, sondern weit zurücktritt hinter dem einen, was not tut, hinter dem ewigen Reiche Gottes. Aber ist er deshalb gleichgültig gegen sein Volk oder vaterlandslos gewesen? Man vergegenwärtige sich doch die damaligen Verhältnisse! Rechtlich und politisch war Jesus damals ein Untertan des Römischen Weltreiches, und diesem gegenüber konnte kein Glied der unterjochten Völker die Gesinnung haben und üben, die wir Vaterlandsliebe nennen. Das Römische Reich war nicht Jesu Vaterland und verlangte von den Untertanen auch keine Vaterlandsliebe, sondern nur Gehorsam gegen die Gesetze, Ehrfurcht vor dem Staatsoberhaupt und seinen Beamten und pünktliches Steuerzahlen, — das war alles.

Aber das jüdische Volk war Jesu Volk, und das gelobte

Land sein Vaterland. Hat er dies Land und dies Volk nicht geliebt? Es könnte so scheinen. Und doch war es nicht so. Nur war er in der unglückseligen Lage, wie manche der größten Propheten, daß er das Sinnen und Streben seines Volkes, das Vorgehn der Machthaber und leitenden Kreise, die herrschenden Strömungen der Parteien nicht freudig billigen konnte, sondern als verderbenbringend ansah, und daß er sich ihnen mit allen seinen Kräften entgegenstemmen mußte. Aber sollte der keine Vaterlandsliebe in seinem Herzen getragen haben, von dem uns berichtet wird, daß er sein Volk gewarnt und über Jerusalem geweint und gesprochen hat: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind! Wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, — und ihr habt nicht gewollt!“ (Matth. 23, 37.)

Und wie steht Jesus endlich zum Opfer? — Jesus war kein Priester und konnte kein Priester sein, weil er nicht aus dem Stamme Levi war. So hat er nie priesterlich ein kultisches Opfer dargebracht. Er ist kein Opferstürmer gewesen. Wohl hat er den Tempel von dem Markttreiben und weltlichem Lärme gereinigt, um ihn der Frömmigkeit und dem Gebet wiederzugeben. Aber er hat die kultischen Opfer weder verachtet noch abgeschafft. Andrerseits hat er sie in keiner Weise betont und nicht — wie etwa der große chinesische Sittenlehrer Konfucius — in dem Zeremoniell des Opferkultus die heiligsten Geheimnisse und Kräfte gesehn. Ihm wurden die Zeremonien zuweilen zu Trägern eines tiefen sittlich-religiösen Sinnes. So hat er in einem meist unverstandenen und wenig beachteten Worte eine vom Gesetz vorgeschriebene Opfersitte sinnig dahin gedeutet: wie das Opferfleisch durch Salz gereinigt und Gott geweiht werde, so werde der Mensch durch Trübsal gereinigt und geweiht. (Mark. 9, 49.) Aber seine eigentliche Aufmerksamkeit galt nicht dem Kultischen, sondern der Frömmigkeit und Sittlichkeit. Er setzt sich neben den Opferstock und rühmt die Scherflein der Witwe im Vergleich zu den Gaben, die die Reichen aus ihrem Überfluß geben. Und wichtiger und notwendiger als kultische Opfergaben erscheinen ihm die sittlichen Pflichten der Versöhnlichkeit gegen-

über dem Nächsten, der Barmherzigkeit gegenüber dem Elenden, der Gerechtigkeit auch gegenüber dem Gegner, der Treue und Hilfsbereitschaft gegenüber den Angehörigen, der kindlichen Liebe und Fürsorge gegenüber den betagten Eltern.

Aber das wirkliche, Gott wohlgefällige Opfer hat Jesus in seinem Leben und Wirken in einzigartiger Weise gebracht. Darauf weist uns grundlegend schon die Versuchungsgeschichte hin. Denn was bedeutet sie anders als dies, daß Jesus, um sein erhabenes Ziel zu erreichen, grundsätzlich darauf verzichtet, die Menschen durch Reklame und Mache — indem er sich etwa von der Zinne des Tempels herabließ — oder durch irdische Vorteile — indem er Steine in Brot verwandelte — oder durch unrechtmäßige Mittel — indem er sich in den Dienst des Bösen stellte — für sich und seine Sache zu gewinnen? So ist er schlicht und einfach, aufrichtig und selbstlos, rein und treu seine Bahn geradeaus gegangen. Sein Opfer bestand darin, daß er sein Herz immerdar seinem himmlischen Vater rückhaltlos hingab, tat, was dieser in seinem Gewissen von ihm forderte, verzichtete auf das, was dieser ihm verbot, verweigerte oder nahm. Diese Selbsthingabe seines ganzen Lebens hat er vollendet in seinem Tode, in den er bewußt und planvoll, nicht ohne schmerzliches Ringen, aber in voller Ergebung hineinging, aus Gehorsam gegen Gott, aus Liebe zu den Menschen. Denn nicht das gibt dem Tode Jesu seinen einzigartigen Wert, daß hier ein Unschuldiger für Schuldige getötet worden ist, sondern daß der Reine und Vollkommene aus freiem Gehorsam und heiliger Liebe selbst sein Leben dahingegeben hat.

Diese freie Selbsthingabe hat Jesus einmal mit dem Lösegeld verglichen, durch das die Sklaven der Sünde und des Todes freigekauft werden sollen, ein andres Mal mit der Bluttaufe, durch die er selbst geweiht werden müsse, ehe er das Feuer des Geistes auf Erden anzünden könne, einmal auch mit dem Sterben des Weizenkornes, das durch sein Vergehn vielfältige Frucht hervorbringt. Ein einziges Mal, freilich in besonders feierlicher und entscheidender Stunde, hat Jesus selbst seinen Tod mit einem Opfer verglichen, nämlich bei der Einsetzung des heiligen Abendmahles.

An dem letzten Abend seines Erdenwirkens, als er bereit und entschlossen war, sein Leben für seine Sache einzusetzen, hat Jesus im trauten Kreise der Seinen bei dem Abschiedsmahl Brot und Wein als seinen „Leib" und sein „Blut" gekennzeichnet und seinen Jüngern gesagt: „Das ist mein Leib — dieser Kelch ist das Blut des neuen Bundes, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden." Damit hat Jesus sein Leben, das er dahingeben wollte, als das Opfer des neuen Bundes bezeichnet. Seinen Leib und sein Blut, d. h. seinen Leib und seine Seele, seine ganze Persönlichkeit, sein ganzes Leben will er sterbend Gott hingeben in liebendem Gehorsam; und dasselbe Opfer, seinen Leib und sein Blut, d. h. seinen Leib und seine Seele, seine ganze Persönlichkeit, sein ganzes Leben gibt er voll erlösender Liebe im heiligen Opfermahl den Seinen zu eigen. So verbindet er sich sterbend mit Gott und zugleich mit allen denen, die die Seinen sein wollen, und vereint die Menschen, die ihm anhangen, mit Gott. Die große Weissagung des Jeremias erfüllend, hat Jesus in seinem Erdenleben den neuen Bund der Vergebung, der allgemeinen Gotteserkenntnis und des freiwilligen Gehorsams zwischen den Menschen und Gott geschlossen. Sein Tod krönt und besiegelt als das Bundesopfer diesen neuen Bund; sein Abendmahl verbürgt und sichert ihn den Seinen für alle Zeiten.

In dieser Opferbereitschaft ist dann Jesus seinen Weg gegangen, hat er gekämpft und gelitten. In dieser Gesinnung hat er das Kreuz getragen und ist ans Kreuz geschlagen. Verlassen und verkannt, verraten und verleugnet, verhöhnt und im Namen des Gesetzes und der Frömmigkeit verurteilt, hat er die ganze Fülle des gräßlichsten Unrechts über sich ergehen lassen und als schwerer Verbrecher den qualvollsten und schmachvollsten Tod am Kreuze, d. h. am Galgen, auf sich genommen, um dieselbe Menschheit geistig frei zu machen und zu segnen, die ihn verwarf und zu vernichten suchte. Für die Menschen betend, hat er seine reine Seele ausgehaucht, und dem ewigen Gott sein vollkommenes Leben dargebracht: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" (Luk. 23, 46.)

Als die Jünger nach diesen Tagen der tiefsten, seelischen Er-

schütterung und Demütigung zur Sammlung und Besinnung kamen, da haben sie den Geist und den Frieden gespürt, der aus diesem einzigartigen Leben und Sterben in ihre Herzen strömte. Sie wußten nun aus unmittelbarem, eigenstem Erlebnis, daß in diesem Leben und Sterben wie in nichts anderem der ewige Geist des Guten, Gott selbst, ihnen nahe gewesen und offenbar und gewiß geworden sei. Da haben sie, dankend und lobend, den Tod ihres Herrn mit tausend Zungen gepriesen als das wahrhaftige, Gott wohlgefällige Opfer, als Dankopfer, Sündopfer und Schuldopfer, und der Schandpfahl und Marterpfahl des Kreuzes wurde ihnen heiliger als Altar und Tempel. Nicht eine Lehre oder gar ein unfehlbares Dogma, sondern eine Lebenserfahrung und das Geheimnis der göttlichen Liebe haben sie ausgesprochen, indem sie die freiwillige Hingabe Jesu in Leben und Sterben als das Opfer der Erlösung priesen. Auch heutzutage und in alle Ewigkeit gibt es kein andres, Gott wohlgefälliges Opfer als ein Herz und Leben, frei und liebreich dem Geiste des Guten hingegeben.

Indem der Krieg von uns heilig große Opfer fordert, legt er uns allen das schwere Kreuz auf. Aber damit gerade führt er unsre Herzen hin zum Kreuze Jesu Christi und zum Evangelium von dem ewigen, barmherzigen Gotte, dem Gott des Trostes und der Hoffnung. Gebe Gott, daß der gewaltige Krieg, in dem wir stehen, unserm Volke nicht bloß Sieg und Segen und dauernden Frieden bringe, sondern auch eine Erneuerung und Vertiefung der Frömmigkeit, — Demut und Wahrhaftigkeit, Heldenmut und Opfersinn!

3 0112 072922245

Druck von
Gebrüder Knauer
Frankfurt a. Main.